Belletristisches
Lese-Cabinet.

591. 592. 593. Lieferung.

Lydie
oder
eine Frau, die ihre Liebhaber wechselt.

Von
Henri de Kock.

Uebersetzt
von
Anton Langer.

Zweiter Theil.

Pest und Leipzig, 1852.
Hartleben's
Verlags-Expedition.

Belletristisches

Lese-Cabinet

der

neuesten und besten Romane

aller Nationen

in sorgfältigen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

Dr Hermann Meynert.

275. Band.

Pest und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Lydie,

oder

eine Frau, die ihre Liebhaber wechselt.

Von

Henri de Kock.

Deutsch

von

Anton Langer.

Zweiter Theil.

Pest und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Erstes Capitel.

Die Schwiegermutter und der Schwiegersohn.

Xavier de Presles war so eben aufgestanden, aufgeweckt von einer erbärmlichen Stutzuhr, die sich so eben erlaubt hatte eilf Uhr zu schlagen.

Angethan mit einem eleganten Schlafrock, bekleidet mit feinen Pantoffeln, in denen sich sein Fuß als der eines Mannes von vornehmer Herkunft noch immer in aller Bequemlichkeit zeigen konnte, saß unser Lion nächst seinem Bette an einem kleinen Tische und wartete, bis man ihm seine Chocolate bringen würde, während er gähnend — Xavier gähnte immer, wenn er las, — ein Morgenblatt durchflog.

Da ertönte ein leises Geräusch von Tritten hinter ihm.

»Vorwärts!« schmälte Xavier. »Vorwärts einmal! das Frühstück, Victor!«

Und er wendete den Kopf um, um seinen Diener wegen seiner ungewohnten Langsamkeit auszuzanken.

Er stieß nun einen Schrei der Ueberraschung aus.

Anstatt eines Mannes, den er zu sehen erwartete, hatte er eine Frau erblickt.

Anstatt eines Bedienten, den er auszuzanken gedachte, war eine Schwiegermutter gekommen in einer Absicht, die für seine Ruhe jedenfalls nicht die angenehmste war.

Kurz, anstatt Victors war — Madame la Chambaudier da.

Madame la Chambaudier war auf der Schwelle des Schlafgemaches stehen geblieben, indem sie mit einem spöttischen Lächeln über die Verdutztheit ihres Schwiegersohnes bei ihrem Anblicke lächelte.

Aber Xavier war, wenn auch nicht zu galant, doch jedenfalls viel zu weltgewandt, um lange Zeit überrascht zu scheinen.

»Ich werde ihr diesmal nicht entgehen,« hatte er sich gedacht, »bis jetzt haben wir nur Scharmützel mit einander gehabt, — nun gilt's einmal, ernstlich im offenen Kriege gegen sie aufzutreten.«

»Meine Schwiegermutter bei mir!« setzte er laut hinzu; »welchem Zufalle verdanke ich dieses Glück?«

Bei diesen Worten stand Xavier de Presles auf und trat auf Madame la Chambaudier zu.

Madame la Chambaudier reichte ihrem Schwiegersohn die Hand. Vom Spotte war die Physiognomie der Bankiersgattin augenblicklich zum Wohlwollen übergegangen.

»Ich muß wohl zu Ihnen kommen, um Rücksprache mit Ihnen zu halten, mein theurer Schwiegersohn,« antwortete sie, »weil's in meinem Hause unmöglich ist.«

Xavier stellte für Madame la Chambaudier einen Stuhl zurecht.

»Sie können in Ihrem Hause mit mir nicht Rücksprache halten?« fragte er, mit einem dies Mal geheuchelten Erstaunen, »ich gestehe Ihnen, daß ich Sie nicht verstehe, Lydie.«

Madame la Chambaudier zuckte die Achseln.

»Sie verstehen mich recht wohl, Xavier,« antwortete sie. »Kommen Sie, — setzen wir uns, und hören Sie mich an, ich bitte Sie.«

»Und machen wir keinen Spaß mehr!« setzte Xavier hinzu.

Sie setzte sich.

Und als sie so einander gegenüber saßen und die Maske gefallen war, da fühlten sie beide, daß es kindisch wäre, noch länger sich gegenseitig durch den Anschein von Ueberraschung und Wohlwollen zu belügen zu suchen; — Schwiegermutter und Schwiegersohn machten sich offen, als erbitterte und eingefleischte Feinde, sie zum Angriffe, er zur Vertheidigung bereit.

Nichts destoweniger fühlte Madame la Chambaudier, bevor sie die Feindseligkeiten begann, das Bedürfniß das Klopfen ihres Herzens zu bewältigen, das zu laut bis in ihre Ohren tönte.

Sie hatte in der Vergangenheit niemals eine große Liebe für Xavier gefühlt, aber am Ende war sie doch seine Geliebte gewesen. Und welche Frau zittert nicht ein wenig vor Gram einem Geliebten gegenüber, zu dem sie mit Grund sagen will: »Ich hasse Sie!« oder: »Ich verachte Sie!«

Xavier stand unbeweglich, gleichgiltig dieser Hand gegenüber, die über der Brust von einer Art von schmerzlichem Zittern bewegt war.

Madame la Chambaudier zauderte nicht länger.

»Xavier,« sagte sie mit schneidender Stimme, »Sie errathen, warum ich zu Ihnen komme, nicht wahr? Sind Sie denn wirklich ein Mensch ohne Ehre?«

Dieser erste Streich war so fest geführt, daß Xavier, als er ihn empfing, einen Augenblick schwach ward und sich

eine Secunde lang die Frage stellte, ob er nicht besser thäte, um nicht neue, noch grausamere Wunden zu empfangen, den Frieden zu begehren.

Allein die Eigenliebe, und vor Allem der Eigennutz des jungen Mannes hatten eine größere Gewalt, als dieses Aufflackern von Gewissensbissen haben konnte.

Xavier erfaßte mit beiden Händen die Waffe, die einzige, von der er gegen seine Schwiegermutter Gebrauch machen wollte und konnte: den Spott.

»Ein Mann ohne Ehre, ich?« murmelte er. »Zu welchem Zwecke geben Sie mir diese Benennung, wenn Sie mir's gütigst sagen wollen, theure Lydie?

»Hat man Ihnen etwa gesagt, daß ich Sie compromittirt habe?

»Habe ich etwa falsche Wechsel gemacht?

»Hat sich ein junges Mädchen aus guter Familie sinnverwirrt Ihnen zu Füßen geworfen und mich angeklagt, daß ich sie verführt habe?«

Madame la Chambaudier ward roth vor Zorn. Sie stampfte heftig mit dem Fuße.

»Genug, Xavier, genug!« rief sie aus. »Wirklich, — Sie sind mir widerlich!«

Xavier verbeugte sich lächelnd.

»Ich bin Ihnen widerlich?« sagte er. »Beim Teufel! der Ausdruck ist nicht sehr anmuthig. Was mich übrigens tröstet, ist der Umstand, daß Sie nicht immer so gesprochen haben.«

»Xavier!« nahm Madame la Chambaudier wieder das Wort, indem sie sich mehr Zwang auflegte, »verzeihen Sie mir, — ich ging zu weit, — ich habe Unrecht. Allein es kommt auch so heraus, als ob Sie sich's zur Aufgabe mach-

ten, mich zu reizen. — Nun also — sehen Sie, — ich bin ruhig, — ganz ruhig. Sagen Sie mir, daß Sie den Zweck meines Besuches kennen und daß Sie geneigt sind, eine Vergeßlichkeit gut zu machen, — die mich noch nicht beunruhigt, — mich aber bereits auf allerlei Gedanken bringt.«

Xavier nahm eine nachdenkliche Physiognomie an und behielt dieselbe während einigen Secunden mit unzerstörbarer Gravität bei.

»Bei meiner Seele und auf mein Gewissen, Lydie,« rief er sodann aus, »ich schwöre Ihnen, daß Alles, was Sie da sagen, rein hebräisch für mich ist! Ihr Besuch hat einen Zweck? Aber welchen Zweck? Ich soll eine Vergeßlichkeit gut zu machen haben? Was habe ich denn vergessen?«

Madame la Chambaudier biß sich in die Lippen bis auf's Blut.

Aber sie blieb unbeweglich auf ihrem Stuhle.

»Ei,« sagte sie endlich, »mein lieber Xavier, Sie haben ein schwaches, ein sehr schwaches Gedächtniß. Es ist demnach an mir, Ihnen das, was zwischen uns ausgemacht wurde, ins Gedächtniß zurückzurufen, weil Sie sich schon einmal nicht mehr daran erinnern.«

»Sie werden mich unendlich verpflichten, theure Lydie!« erwiederte Xavier mit der Miene der tiefsten Theilnahme. »Wir haben also etwas mit einander ausgemacht? Was denn, wenn's beliebt?«

Bei diesem letzten Streiche einer unverschämten Seelenruhe vermochte Madame la Chambaudier nicht mehr ihrer Wuth Zwang anzulegen.

Sie sprang auf, und ihre zitternde Hand auf Xaviers Schulter legend, sprach sie:

»Wir haben ausgemacht, daß Sie meine Tochter heira=
then sollen, und daß Sie zur Erwiderung für meine Bereit=
willigkeit, Ihnen zu dieser Heirath zu verhelfen, — auf
Juana's Mitgift mir die Summe von fünfzigtausend Francs
leihen sollten, die ich höchst dringend bedarf.

»Ihre Heirath ist seit vierzehn Tagen in ganz Paris
bekannt; ein erstes öffentliches Aufgebot hat statt gefun=
den; in drei Wochen unterzeichnet man den Contract, in
sechs Wochen heirathen Sie Juana.

»Ich selbst sollte bereits seit acht Tagen die Summe
besitzen, die Sie mir versprochen haben, und die Sie mir
schuldig sind.

»Sie haben sich seit acht Tagen über mich lustig ge=
macht, indem sie Allem auswichen, was sich auf Ihre Ver=
pflichtung beziehen konnte.

»In diesem Augenblicke noch mißbrauchen Sie meine
Güte, — Sie beschimpfen meinen Charakter als Mutter
— wie auch — als Frau, die Ihnen Beweise von Freund=
schaft gegeben hat, indem Sie sich stellen, als wüßten Sie
nicht, was mich zu Ihnen führt.

»Herr Xavier de Presles, entweder sind Sie ein Mann
von Ehre, und dann werden Sie einem Scherze, der mich
unangenehm berührt, ein Ende machen, indem Sie mich
über ein Versprechen beruhigen, zu dessen Annahme von
Ihrer Seite mich, wie Sie recht gut wissen, nur sehr ge=
wichtige Interessen vermögen konnten! Und in diesem Falle
will ich Ihnen Ihren Scherz verzeihen, — obgleich er mir,
ich gestehe es Ihnen, als ein Spaß von sehr zweideutigem
Geschmacke erscheint.

»Oder Sie sind ein Elender, — der auf meine Leicht=
gläubigkeit speculirt, mein Vertrauen belogen und selbst

die Erinnerungen an unsere alten Liebesbande verrathen hat! —

»Und in diesem Falle, das schwöre ich Ihnen, werde ich mich an Ihnen rächen.

»Ja, ich werde mich rächen, — denn müßte ich mich auch selbst zu Grunde richten, so will ich's doch hintertreiben, daß Sie der Gatte Juana's werden.«

Madame la Chambaudier schwieg.

Xavier de Presles hatte den Körper unter der Hand seiner ehemaligen Geliebten nach rückwärts gelehnt und mit niedergeschlagenen Augen beobachtete er gleichfalls Schweigen.

Einen Augenblick hoffte sie.

Aber er richtete den Kopf empor; sein Blick war noch immer ironisch.

»Wir spielen mit aufgelegten Karten, wie es scheint, Lydie,« sagte er. »Sie sind wüthend gegen mich und Sie drohen mir. Nun wohlan, es sey! Hören Sie meine Antwort auf Ihren Zorn und auf Ihre Drohungen: Sie werden Ihre fünfzigtausend Francs nicht bekommen, meine theure Freundin, und ich, ich werde Juana heirathen.«

Und als Madame la Chambaudier, bebend vor Wuth, einen Schrei ausstoßen wollte, verhinderte er sie durch eine Geberde daran und fuhr fort:

»Sie werden Ihre fünfzigtausend Francs nicht bekommen, weil es erstens eine zu beträchtliche Summe ist und es eine Thorheit von meiner Seite wäre, wenn ich einen so gewaltigen Griff in die Aussteuer Ihrer Tochter machen wollte.

»Zweitens würde dieses Geld auch nicht genügen, um den Abgrund Ihrer Schulden auszufüllen. —

»Und ich werde Juana heirathen, — weil es nicht von Ihnen abhängt, diese Heirath rückgängig zu machen, — weil ich Juana liebe, — weil mir ihre Hand zugesagt ist, — und weil ich sie heirathen will, — und weil ich sie heirathen werde.«

Madame la Chambaudier durchbohrte Xavier mit einem von Haß funkelnden Blicke.

»Ei! machen Sie keine solchen Augen auf mich, Lydie,« fuhr der unerbittliche junge Mann fort.

»Es ist ja sonst nicht Ihre Gewohnheit böse zu seyn; — seyen Sie es auch gegen einen Freund nicht.

»Sie lächeln.

»Ei, Du lieber Gott! meine Theure, — ich bin mehr Ihr Freund, als Sie denken. Wenn ich auf solche Art eine Verpflichtung nicht einhalte, die ich allerdings eingegangen habe, wie ich es nicht läugne, so geschieht es nur in Ihrem eigenen Interesse.

»Ja, in Ihrem eigenen Interesse.

»Wenn ich Ihr Schwiegersohn seyn werde, so wird sowohl meine Börse als die meiner Frau Ihnen stets offen stehen, das ist Ihnen nicht unbekannt.

»Es gibt eine Menge kleiner Gefälligkeiten, die ein Gemal oft verweigert, und zu deren Leistung eine Tochter und ein Schwiegersohn stets ohne Anstand bereit sind! —

»Das versteht sich von selbst.

»Aber fünfzigtausend Francs, auf ein Mal! — und obendrein wäre ich genöthigt, für den Augenblick die Hälfte dieser Summe, — denn diese wollen Sie ja augenblicklich, — bei irgend einem Juden mit schweren Zinsen aufzunehmen. —

»Bedenken Sie nur, Lydie, 's ist ungeheuer! — Fünfzigtausend Francs! —

»Und was würden Sie damit anfangen?

»Sie reden davon, daß Sie Schulden zu bezahlen haben! Lassen Sie mich doch mit einer solchen Ausrede in Ruhe! —

»Wenn man mit einer Natur, gleich der Ihrigen, plötzlich eine solche Summe in die Hände bekommt, — so zahlt man nicht seine Schulden damit, sondern man macht neue! —

»Die Liebe kostet manchmal viel, Lydie! —

»Ich mache es Ihnen keineswegs zum Vorwurfe, geliebt zu haben! ich wäre ein Undankbarer! —

»Bei mir hatte es außerdem keine verdrießlichen Folgen. Wenn ich liebe, so liebe ich, weiter nichts! —

»Allein ich könnte böse auf Sie seyn, daß Sie wieder lieben, und insbesondere darüber, daß Sie sich für Ihre Liebe einen schlechten Gegenstand gewählt haben.

»Der kleine Carl Mazières ist sehr jung — und sehr arm, meine Theure.«

Madame la Chambaudier erblaßte.

Xavier de Presles stand auf.

»Habe ich Ihnen genug gesagt, Madame,« fuhr er fort, »und begreifen Sie endlich, daß es mir heute peinlich, ja sogar unmöglich wäre, Ihnen einen Dienst zu erweisen, für welchen ich noch vor einem Monate Alles geopfert hätte?«

Xavier hatte eine ernste Miene angenommen, er streckte die Hand der Hand von Madame la Chambaudier entgegen.

Diese aber zog sie mit Ekel zurück.

»O ho!« rief Xavier, der sich in seiner Ironie weit behaglicher fühlte, »Sie verzeihen mir meine Klugheit und meinen Scharfsinn nicht? — Der Krieg ist also mit Bestimmtheit zwischen uns erklärt, meine Theure?«

Madame la Chambaudier zuckte zusammen.

»Herr Xavier de Presles,« sagte sie langsam, indem sie dem jungen Manne fest ins Gesicht sah, »Sie sind ein Feigling.«

Xavier brach in ein lautes Gelächter aus.

»Sie irren sich, Madame,« spöttelte er, »ich fürchte mich vor nichts, nicht einmal vor Ihnen.«

»Sie sind ein Mensch ohne Treu und Glauben!«

»Abermals ein Irrthum! Ich habe meine Verpflichtungen stets gehalten, — der Beweis ist der, daß ich Ihnen versprochen habe, Ihre Tochter zu heirathen und daß ich sie heirathen werde.«

»Ich hasse Sie.«

»Das wird sich geben.«

»Und ich werde es Ihnen beweisen.«

»Das wollen wir sehen.«

Madame la Chambaudier machte einige Schritte gegen die Thür zu.

»Xavier,« nahm sie nochmal das Wort, indem sie sich umwendete, »Sie halten sich Ihres Sieges für ganz gewiß; — nehmen Sie sich in Acht! — Ja, Ihre Heirath ist festgesetzt, fast so gut wie vollzogen. Ja, — es ist beinahe unmöglich, daß diese Heirath nicht statt findet, ohne meine Tochter zu entehren! — Und dennoch, — noch einmal, nehmen Sie sich in Acht, Xavier! Der Haß eines Weibes ist sehr erfinderisch, sehr fruchtbar an Hilfsquellen und manchmal — fürchterlich!«

Xavier steckte beide Hände in die Hosentaschen, lehnte sich mit dem Rücken an den Camin, und antwortete mit einem spöttischen Lächeln:

»Der Haß eines Weibes! Man hat denselben zu einigen recht hübschen Vaudevilles benützt, glaube ich, — allein ich erinnere mich nicht, daß man in demselben jemals einen Stoff zu einem Trauerspiele gefunden hätte.«

Madame la Chambaudier lächelte bitter.

»Ich werde wirklich einen sehr geistreichen Schwiegersohn bekommen,« sagte sie.

»Und ich eine zu nachsichtige Schwiegermutter,« entgegnete er.

»Leben Sie also wohl!«

»Nicht doch! Auf Wiedersehen, wenn's beliebt! Ich speise ja heute bei Ihnen.«

Madame la Chambaudier hatte sich entfernt.

Xavier ergriff eine Klingel und begann mit einer Art von Wuth zu läuten.

Victor, sein Bedienter, erschien, ganz bestürzt.

»Warum hast Du Madame la Chambaudier hier eintreten lassen, da ich Dir doch befohlen hatte, wenn sie durch Zufall kommen sollte, stets zu sagen, ich sey nicht zu Hause?«

»Mein Gott! Ew. Gnaden, ich glaubte daran wohl zu thun. — 'S ist doch die Schwiegermutter des gnädigen Herrn, — ich dachte, man könne doch nicht, — die Dame bestand darauf — und dann —«

»Und dann hat ein Louisdor den Ausschlag gegeben, nicht wahr?«

»O Ew. Gnaden, — 's ist durchaus nicht Eigennutz, — der —«

»Genug. Vom heutigen Tage an bist Du nicht mehr in meinem Dienst. Fort!«

Nachdem dieses Zwiegespräch zwischen dem Herrn und dem Diener auf diese Art beendigt war, zog sich der Diener zurück, indem er in Verzweiflung den Louisdor betrachtete, den ihm Madame la Chambaudier in der That gegeben hatte, um zu seinem Herrn zu gelangen.

Und der Gebieter machte sich an seine Toilette, indem er zwischen den Zähnen murmelte:

»Sie will mich hindern, ihre Tochter zu heirathen! Ich lasse es darauf ankommen!«

Zweites Capitel.

Kriegsrüstungen.

Die letzten Verirrungen eines galanten Lebens sind im Allgemeinen die schlimmsten. Wenn die Zukunft nicht mehr vorhanden ist, hängt man sich mit Leidenschaft an die Gegenwart. Von zwanzig bis dreißig Jahren hat ein Weib die Macht zu fliehen oder sich zu trösten. Wenn ein Liebhaber untreu wird oder nicht mehr gefällt, so eilen zehn andere herzu oder gefallen besser. Die Frau mit vierzig Jahren ist aber im Gegentheil um so eifersüchtiger auf das Gut, das sie besitzt, weil ein geheimer Instinct, besonders, wenn dieses Gut einigen Werth hat, ihr zuflüstert, daß es ihr sehr leicht aus den Händen gleiten, daß man ihr es rauben, und daß sie es auf keinen Fall mehr ersetzen kann.

Da die Frau von vierzig Jahren trotz ihrem lügnerischen Spiegel, der ihr fortwährend bestätigt, daß sie nicht

altert, zur Ueberzeugung kommt, daß sie verlassen oder bestohlen werden wird, so setzt sie Alles ins Werk, auf daß dieses so spät als möglich geschehe.

Und wenn wir, — ob nun Männer oder Frauen, — trotz unseren ergrauenden Haaren, unseren Runzeln und unserer Erfahrung, uns beikommen lassen, auf diese Weise mit der Jugend ringen zu wollen, — so gibt es keine Albernheit, — wenn unser Gegner blos boshaft, — keine Verirrung, wenn er obendrein auch ohne Zartgefühl ist, — zu der sich unsere grauen Haare, unsere Runzeln und unsere Erfahrung nicht hinreißen ließen.

Casanova, dieser Don Juan mit dem bronzenen Teint, dieser Lovelace-Herkules des verflossenen Jahrhunderts hat mir mit dem Ende seiner Memoiren stets ein tiefes Mitleid eingeflößt.

Sein ganzes Leben lang von den glänzendsten und schönsten Weibern angebetet, gefeiert, geliebt worden zu seyn; durch dreißig Jahre zwischen braun und blond, zwischen Spanierin und Französin, zwischen den größten blauen und den lebhaftesten schwarzen Augen stets die Wahl gehabt zu haben —

— und dann mit fünfzig Jahren so weit gekommen zu seyn, daß man sich gleich einem simplen, alten Käsekrämer, der sich eine Laune gestattet, von einem elenden Mädchen ohne Reize, ohne Geist und Herz zum Narren halten läßt! —

Ach! armer Casanova, das lohnte sich nicht der Mühe!

Carl Mazières war also, wie man weiß, der Liebhaber von Madame la Chambaudier.

Carl Mazières war nur vierundzwanzig Jahre alt und Madame la Chambaudier zählte deren sechsunddreißig.

Madame la Chambaudier war in Mazières wahnsinnig verliebt.

Carl Mazières liebte Madame la Chambaudier nicht, aber er fand sie sehr nützlich.

Und das Resultat von Allem dem war, das Madame la Chambaudier seit den sechs Monaten, als Carl Mazières ihr Geliebter war, bereits —

— sieben- bis achttausend Francs Schulden für ihn gezahlt, —

— zweitens eine ungefähr gleiche Summe theils auf Geschenke aller Art für ihren Liebhaber ausgegeben hatte.

Endlich hatte sie diesem Herrn für Toilette und andere Auslagen ihre Börse offen gehalten und Carl Mazières war von seinem Vorbilde, dem famosen Rastignac, so eingenommen, daß er mit ihm um fünf- bis sechstausend Livres concurriren wollte.

»Wer einmal gold'ne Treffen trug,
Bekommt derselben nie genug!«

Und dennoch, — gestehen wir's — hatte es Carl Mazières anfangs einige Ueberwindung gekostet, die goldenen Treffen anzunehmen.

Bei dem ersten Goldstücke, das ein Mann von seiner Geliebten bekommt, muß allen Beiden zugleich eine brennende Röthe ins Gesicht steigen.

Allein gewisse Gesichter gewöhnen sich sehr leicht an eine gewisse Röthe.

Madame la Chambaudier hatte die Gewohnheit angenommen, Herrn Carl Mazières zu geben. Sie liebte ihn!

Carl Mazières hatte die Gewohnheit angenommen zu empfangen.

Er besaß kein Herz, und das Vergnügen war sein Abgott.

Diese beiden Wesen hatten im Schooße ihrer gemeinsamen Erniedrigung, die jedenfalls von Seiten des Weibes weniger erbärmlich ist, als von der des Mannes, sechs Monate neben einander dem Anscheine nach glücklich gelebt. Dem Anscheine nach! Denn wenn die Sinne von Madame la Chambaudier nicht sprachen, so erhob ihre Vernunft die Stimme, und erhob sie mit Macht, und sie verachtete ihren Liebhaber.

Und wenn Madame la Chambaudier nicht mehr da war, ihm nicht mehr gegenüber stand, so kam es Carl Mazières gleichfalls in den Sinn, sich des Goldes zu schämen, das er mit ihr verdient hatte.

Und bis sie wieder zu ihm kam, um ihm für neue Liebkosungen neues Geld zu bringen, suchte er in den Armen jener Leontine, die er seinerseits mit seinem Golde auszuhalten sich glücklich fühlte, Vergessenheit von jener Gräfin von Nucingen, von der er einst seinem Freunde Emil Valtin erzählt hatte, wenn er's auch nicht über's Herz bringen konnte, ihm die ganze scheußliche Wahrheit zu enthüllen!

Vermöge eines letzten, lebendigen Aufschreies seines jungen Gewissens verwünschte er sie manchmal, wenn er allein war.

Da dieser Schlamm, ein für alle Mal, mit der Spitze unserer Feder aufgerührt worden ist, weil es wegen der Deutlichkeit unserer Erzählung nothwendig war, ihn aufzurühren, so werden wir zu dem Momente zurückkehren, wo Madame la Chambaudier, und dies war eine andere Seite ihrer Schmach, von demjenigen ihrer früheren Liebhaber wegging, mit dem sie ihre Tochter gegen einen Einsatz von fünfzigtausend Francs verlobt hatte.

*

Und er hatte ihr diesen Einsatz verweigert, jetzt wo er die Gewißheit hatte, ihn verweigern zu können, ohne daß er zu befürchten brauchte eine Heirath rückgängig zu machen, die für ihn gleichfalls ein prachtvolles Geschäft war.

Ein Miethcoupé wartete auf Madame la Chambaudier am Thore von Xavier de Presles.

Madame la Chambaudier war wieder in ihren Wagen gestiegen.

Unbeweglich am Schlage stehend wartete der Kutscher auf ihre Befehle.

Bleich und mit gerunzelter Stirne, tief in ihre Gedanken versunken, die eben keine fröhlichen waren, verharrte Madame la Chambaudier im Schweigen.

Mit einem Male richtete sie den Kopf empor und rief dem Kutscher zu:

»Straße Richelieu zu Janisset.«

Inmitten ihrer Rachepläne gegen Xavier de Presles hatte sie sich plötzlich erinnert, daß sie Carl Mazières versprochen hatte, ihm diesen Morgen einen Besuch zu machen.

Und nebstbei hatte sie auch versprochen ihm ein paar Manchettenknöpfe zu bringen, nach welchen er Lust geäußert hatte.

Der Umstand, daß Xavier de Presles ein feiger Schurke war, den sie haßte und dessen Vermälung mit ihrer Tochter sie hintertreiben wollte, war kein Grund, daß sie sich eines vorausbesprochenen Moments von Glück berauben sollte an der Seite eines Liebhabers, den sie liebte.

So dachte wenigstens Madame la Chambaudier in diesem Augenblike.

Nur Frauen von vierzig Jahren können solche Anfälle von Philosophie haben.

Sie kennen den Werth des Lebens. Das ist die schöne Seite ihres Alters.

Mit zwanzig Jahren sucht eine Frau, die leidet, Trost in ihren Thränen, mit vierzig Jahren sucht sie den Trost im Vergnügen.

In weniger als zehn Minuten hatte Madame la Chambaudier die verlangten Manchettenknöpfe gekauft.

Zehn Minuten darauf langte sie bei Carl Mazières an.

Der junge Kritiker saß an seinem Schreibtische; — er kritzelte eben einen beißenden Artikel gegen den armen Clairville, welcher die Schändlichkeit hatte, alle Jahre sechstausend Francs mit seinen schlechten Vaudevilles zu verdienen, während er, Carl Mazières, mit seinen bewunderungswürdigen Feuilletons alle Jahre nur fünfzehnhundert verdiente.

Die Erscheinung seiner nützlichen Liebe veranlaßte Carl Mazières anfangs dazu, daß er heimlich das Gesicht verzerrte.

Allein sie legte den kostbaren Gegenstand, den er verlangt hatte, vor ihm hin mit den Worten:

»Hier, mein Leben, — hier sind die Manchettenknöpfe.«

Und er lächelte alsbald.

Die gesunkenen Männer dieser Art gleichen den verlornen Frauenzimmern; der Glanz des Goldes macht ihnen Freude, das Feuer eines Diamants widerstrahlt aus ihren Augen.

»O! Du bist zu gütig!« sagte er, indem er die Edelsteine am Battist seines Hemdes funkeln ließ.

»Du bist zufrieden. Küsse mich. Und nun leb' wohl!« fuhr Madame la Chambaudier fort. »S'ist bereits die Stunde

zum Frühstück, ich muß nach Hause zurück, auch habe ich einen Wagen unten, der auf mich wartet. Uebrigens arbeitest Du, und ich will Dich nicht geniren.«

»Mich geniren! Du!«

Madame la Chambaudier wußte wohl, was sie that, indem sie sich stellte, als ob sie Eile habe. Um so mehr Werth mußte es für sie haben, zurückgehalten zu werden.

Carl hatte seinen Fauteuil verlassen; er zog seine Geliebte zu einem Stuhle.

»Aber welche Thorheit!« flüsterte sie, »wenn ich Dir sage, daß ich keine Zeit habe!«

Keine Zeit!

Sie war um Mittag bei Carl Mazières eingetreten, und um zwei Uhr hielt sie der junge Mann noch in seinen Armen.

Die Frauen von vierzig Jahren verstehen es, ihre Zeit gut anzuwenden.

Und während sie in der Trunkenheit der Liebe ihrem Liebhaber zurief:

»O! ich liebe Dich!—«

— dachte sie sich im Geiste:

»O ja! ich will Dich behalten, Dich, der Du mich glücklich machst. Und da ich, um Dich zu behalten, reich seyn muß, — damit ich deine Phantasie, deine Neigungen und Launen befriedigen kann, so werde ich ein Mittel finden, um diesen elenden Xavier de Presles, — der mir fünfzigtausend Francs versprochen hat und mir dieselben nicht gibt, — an der Vermälung mit meiner Tochter zu verhindern.«

Als Madame la Chambaudier Carl Mazières verließ, um vom Neuen in ihren Wagen zu steigen, war ihr Gesicht nicht mehr bleich, ihr Blick nicht mehr düster, sondern ihre Züge waren vom Vergnügen belebt und ihre Augen funkelten von Hoffnung.

Indessen war doch in den zwei Stunden, seit sie von Xavier de Presles weggegangen war, dem Geiste von Madame la Chambaudier in der Glut ihres Grolles gegen ihren Schwiegersohn kein mögliches Mittel beigefallen.

Offen mit dem Letzteren zu brechen, indem sie ihren Gemal als Hilfe mit in den Bruch hineinzog, — daran war nicht zu denken. Herr la Chambaudier war einer von jenen Männern, die von einem einmal gefaßten Entschlusse nicht mehr abgehen; besonders, wenn sie denselben gegen ihren Willen gefaßt haben. Und welchen Vorwand konnte sie auch nehmen, um zu Herrn la Chambaudier zu sagen:

»Ich will Herrn Xavier de Presles nicht mehr zum Schwiegersohne, ich, die ich Ihnen denselben vor einem Monate aufgenöthigt habe.«

Madame la Chambaudier hatte ihrem Kutscher befohlen, sie nach den elysäischen Feldern zu führen. Die milden Strahlen der Herbstsonne, die reine und frische Luft, die in ihren Wagen drang, der Anblick der Spaziergänger, all dieses zerstreute die Frau des Banquiers ein wenig. Sie dachte nicht weniger an ihre Rachepläne, aber sie dachte mit mehr Ruhe daran. Das Coupé war am Rond-point angelangt, als ein Mann zu Pferde, der von den elysäischen Feldern herabtrabbte, am Schlage hielt und fröhlich sagte:

»Guten Morgen, Lydie! Wohin fahren Sie denn Ihre Träumereien?«

Madame la Chambaudier richtete den Kopf empor und erkannte Rigaut den Vater.

»Rigaut!« rief sie aus.

Und von einer Eingebung ergriffen, fuhr sie fort, indem sie die Hand erfaßte, die ihr der Advocat reichte:

»Können Sie vom Pferde steigen und herein kommen, um ein Halbstündchen mit mir zu plaudern. Ich habe Sie um einen Rath, vielleicht um einen Dienst zu bitten, mein Freund.«

Statt aller Antwort gab Rigaut einem Diener, der ihm in einiger Entfernung gleichfalls zu Pferde folgte, ein Zeichen sein Pferd zu halten.

Dann stieg er ab und schwang sich in den Wagen zu Madame la Chambaudier.

»Nach dem Boulognerwäldchen!« rief die Letztere dem Kutscher zu.

»Sie sind ein anbetenswerther Mann, Rigaut,« nahm sie das Wort, indem sie sich zur Seite drückte, um dem Advocaten Platz zu machen.

»Hm! hm! Schmeichlerin!« entgegnete der Letztere. »Sie müssen mich entsetzlich nöthig haben, weil Sie mir solche Sachen sagen, und obendrein so schnell. Lassen Sie hören, — haben Sie wirklich gefunden, meine Theure, daß ich auf meinem Klepper eine so gute Haltung habe, und ist's Ihnen vielleicht in den Sinn gekommen, daß ein Mann von fünfzig Jahren, der sich so gut zu Pferde hält, auch noch mit anderweitigen Vorzügen begabt seyn kann?«

Bei diesen Worten eines ihrer ältesten, aber nicht am mindesten liebenswürdigen Anbeters konnte Madame la Chambaudier ein lautes Gelächter nicht unterdrücken.

»Sie werden doch ewig der Nemliche bleiben, Rigaut,« sagte sie mit einem Blicke, der einen Dragoner zum Erröthen gebracht hätte. »Ich habe niemals gesagt, daß Sie nicht noch immer ein allerliebster Mann sind. Aber Sie wissen wohl auch, daß wir seit acht Jahren für einander nicht mehr sind, als zwei Freunde, — zwei gute, — zwei wahre Freunde.«

»Sie wird mich um Geld angehen,« dachte Rigaut, der seine Gründe hatte, gegen seine ehemalige Geliebte in pecuniärer Hinsicht mißtrauisch zu seyn, sobald sie sich's beifallen ließ, auf eine solche Weise herzlich gegen ihn zu thun.

»Plaudern wir also als Freunde,« entgegnete er, »da Sie mich nur mehr zu diesem Genre von Conversation gut finden. Reden Sie, was erwarten Sie von Ihrem unterthänigen Diener?«

Madame la Chambaudier sammelte sich einen Augenblick.

»Vor Allem,« begann sie dann, »erwarte ich, daß Sie sich nicht über mich lustig machen.«

»Teufel! 's gibt also was zum Lachen? — Doch das thut nichts, ich verpflichte mich ernsthaft zu bleiben.«

»Sodann verlange ich, daß Sie keine vertraulichen Mittheilungen von mir fordern, die Ihnen zu gewähren mir vielleicht nicht gefällig ist.«

»Was Sie mir nicht sagen wollen, werde ich zu errathen suchen.«

»O ho! Sie sind sehr vermessen!«

»Ich bin, was ich seyn darf. Doch immerhin; — gleichfalls zugestanden. — Weiter!«

»Nichts weiter. Das ist Alles. Sie haben es sich doch gemerkt, nicht wahr? Ich beginne also: Ich hasse Xavier de Presles und möchte ein Mittel ausfindig machen, um seine Heirath mit meiner Tochter zu hintertreiben.«

Rigaut fuhr auf seinem Sitz im Wagen in die Höhe.

»Was habe ich gehört!« rief er aus; — »Sie hassen Xavier de Presles und möchten seine Verheirathung mit Ihrer Tochter hintertreiben? Gehen Sie, Sie scherzen!«

»Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht die mindeste Neigung dazu habe.«

»Aber was hat Ihnen denn der arme Xavier gethan? Haben Sie nicht selbst vor kaum sechs Wochen diese Angelegenheit in Ordnung gebracht? Und habe ich Ihnen nicht noch im verflossenen Monat in meiner Eigenschaft als alter Freund den Rath gegeben, dem Schwiegersohne, den Sie sich gewählt, einzuschärfen, er möge in den Augen der Welt ein Bischen mehr Ihr Schwiegersohn seyn, und ein Bischen weniger Ihr —«

Madame la Chambaudier fiel Herrn Rigaut ins Wort.

»Ich glaubte,« sagte sie, »es sey zwischen uns abgemacht, daß Sie nur ein Bischen erstaunen, aber mich ganz und gar nicht ausfragen wollen.«

Der Advocat lächelte.

»Das ist richtig, meine theure Freundin,« entgegnete er, »ich bin im Unrechte und sehe es ein. Ich soll anhören und einen Rath geben, so gut es meine schwache Einsicht vermag. Fassen wir also Alles kurz zusammen: Sie verabscheuen Xavier de Presles und suchen ihm Ihre Tochter zu entziehen, — das weiß ich. Was erwarten Sie jetzt von mir, um Ihnen in Ihrer Abneigung und Ihren Planen zu dienen?«

Madame la Chambaudier dachte einige Secunden nach.

»Was ich von Ihrer Freundschaft verlange, Rigaut,« fuhr sie dann fort, »ist Folgendes: Sie haben einen natürlichen Einfluß auf Ihren Sohn, oder ist's etwa nicht wahr? Sie müssen ihn überzeugen, daß eine Verbindung mit Juana ein vortreffliches Geschäft wäre. Wenn Ihr Sohn einmal in Juana oder in ihre Aussteuer — das ist Alles eins, — verliebt ist, so nehme ich das Uebrige auf mich. Ich habe Xavier de Presles im Verdacht, daß er eben keine besondere Hinneigung zur Tapferkeit besitzt; — wenn ihm ein Mann bei seiner Heirath in die Quere kommt, wird er vielleicht Anstand nehmen, über dieses Hinderniß hinweg zu springen.«

Rigaut ergriff die Hand von Madame la Chambaudier und drückte sie mit einer Miene des Mitleids.

»Arme liebe Freundin!« sagte er; »und das also ist der Plan, bei welchem Sie meinen Beistand verlangen? Sie wünschen, daß mein Sohn in Ihre Tochter verliebt werde und sich's in den Kopf setze, dieselbe zu heirathen?«

»Und warum nicht?« versetze Madame la Chambaudier, überrascht von dem Tone, in welchem Rigaut sprach. »Ihr Sohn ist ein Original, — ein Bär, — eine Art Bauer von der Donau, das ist mir nicht unbekannt, — aber am Ende hat er auch Augen und ein Herz, wie alle andern Leute, — und Juana ist schön und wird eines Tages sehr reich werden. Ihr Gatte zu werden dünkt mich demnach kein Loos, worüber man allzusehr erschrecken könnte. Uebrigens gefielen, so viel ich mich erinnere, Julian und Juana als Kinder gegenseitig einander, — es war sogar, wie ich glaube, in jener Epoche zwischen mir und Ihnen die Rede davon, als wir diese jugendliche

Neigung gewahr wurden, dieselbe später ganz offen zu ermuthigen, wenn sie eine ernstere Gestalt annehmen sollte.«

»Allein die jugendliche Neigung ist im Gegentheile mit der Zeit verschwunden, anstatt eine ernstere Gestalt anzunehmen.«

»Ich glaube, daß Sie sich täuschen, Rigaut, — ich bemerkte noch auf Juana's Verlobungsball, daß sie sich weit mehr um Julian als um Xavier bekümmerte.«

»Ich stelle die Gefühle Ihrer Tochter nicht in Abrede; allein was meinen Sohn anbelangt, so versichere ich Sie, daß er ganz und gar nicht an Juana denkt.«

Madame la Chambaudier klatschte vor Zorn in die Hände.

»Ei, das ist wirklicher Starrsinn, Rigaut,« rief sie aus, »ich will Ihnen ja keinesfalls beweisen, daß Julian wahnsinnig in Juana verliebt ist, aber ich behaupte, daß mittelst einiger Gewandtheit von Seiten meiner Tochter und von der meinigen, sowie mittelst einiger Worte, die Sie zur rechten Zeit fallen lassen, das, was noch nicht existirt, sich erklären kann, — und es kann um so leichter zur Erklärung kommen, da Ihr Sohn, wie Sie wissen, einer von jenen Hitzköpfen ist, die, sobald sie einmal einen Wunsch haben, nach nichts als nach der Befriedigung desselben streben.«

Rigaut lächelte von neuem.

»Wahrhaftig! Sie haben da in einem einzigen Satze das genaueste Porträt von Julian entworfen, meine theure Freundin,« sagte er. »In der That, — wenn Julian etwas will, so will er es recht. Unglücklicher Weise will er die Hand Ihrer Tochter eben nicht.«

»Und warum denn nicht? S'ist ihm nur noch nicht eingefallen, sich zu vermälen, — das ist Alles.«

»Sie täuschen sich, — er denkt daran, sich zu vermälen.«

»Wie? Und mit wem denn?«

»Ach, das ist eine ganze Geschichte. Soll ich sie Ihnen erzählen?«

»Ja, ja, erzählen Sie, erzählen Sie!« murmelte Madame la Chambaudier ungeduldig.

»Nun also, meine liebe Freundin, — hören Sie den Sachverhalt in kurzen Worten: Julian ist verliebt, und ich habe so eben für ihn um die Hand derjenigen angehalten, in die er verliebt ist.«

»Und der Vater — die Tochter — wer ist's denn?«

»Sie heißen Raymond und Juliette Baumel.«

»Raymond Baumel, den wir vor kurzem in Choisy-le-Roi gesehen haben! Jenes Kind, das er umarmte, war also seine Tochter?«

»Es war seine Tochter.«

»Er ist also vermält?«

»Ich glaube im Gegentheil, daß er es nie war.«

»Ah! — ein natürliches Kind also, — das er sodann anerkannt hat. Und ist jener Mann jetzt reich?«

»Er besitzt ein anständiges Auskommen, — zehn- bis zwölftausend Livres Renten, wie mir Julian gesagt hat.«

»Und Julian hat das junge Mädchen im Pensionate getroffen, wenn er hin kam, seine Schwester zu besuchen, — er hat sich in sie verliebt, wie in den Romanen, ohne seine Schöne gesprochen zu haben, — ich verstehe. — Und nun will er Sie heirathen, — und Sie haben Ihre Hand zu einer solchen Albernheit geboten, — Sie, Rigaut!«

Rigaut machte eine komische Geberde der Verzweiflung.

»Ich habe die Hände zu gar nichts geboten, meine gute Lydie,« erwiederte er, »aber mein Sohn hat die Gewohnheit, nach seinem eigenen Gutdünken zu handeln. — Er hat mir gesagt, daß er Fräulein Juliette Baumel liebe, daß er sie heirathen wolle.«

»Sie hätten ihm Vorstellungen machen sollen. Wie kann ein junger Mann, der eines Tages fünfzigtausend Livres Renten bekommt, die Tochter eines elenden Künstlers heirathen!«

»Nicht so elend, — als Sie vielleicht meinen, ich wiederhole es Ihnen, — denn er hat Talent, viel Talent, wie es scheint.«

»Nun, das ist eine saubere Stellung! Sie sind also über diese Heirath entzückt?«

»Mein Gott! Lydie, ich bin gar nicht entzückt, — aber noch einmal, was wollen Sie denn, daß ich thun soll? Wenn Fräulein Baumel die Tochter eines Aepfelhändlers wäre, so wäre es mir eben so unmöglich dem Willen Julians entgegen zu treten. — Ach, wir entgehen der Strafe unserer Fehler nie. Ich habe mich niemals um meinen Sohn gekümmert, — er straft mich jetzt dafür, indem er sich gleichfalls sehr wenig um mich kümmert, und gleichwohl ist's eine der wichtigsten Lagen seines Lebens. Aber am Ende hätte es auch weit schlimmer kommen können und Raymond Baumel ist mir wie ein ganz ehrenwerther Mann vorgekommen. O! die Zeit hat ihn viel ruhiger gemacht; — er spricht sehr gut, — er hat Geist, sogar viel Geist. Wir haben uns seit drei Wochen bereits zweimal gesehen.«

»Wirklich! Also schon seit drei Wochen ist dieses glänzende Geschäft im Gange? Warum haben Sie mir denn kein Wort davon gesagt?«

»Ich weiß es selbst nicht, ich scheute mich davor, 'sist nicht immer unterhaltend auf die Vergangenheit zurück zu kommen.«

»Ei nun, ich setze doch nicht voraus, daß diese Verheirathung seiner Tochter mit Ihrem Sohne bereits der Vergangenheit angehört?«

»Sie verstehen mich nicht. Ich rede von einem gewissen Abenteuer, an das Sie der Name Raymond Baumel hätte erinnern können. Ach, ich sagte Ihnen bereits, daß er Geist besitzt, denn es ist nicht einen einzigen Augenblick zwischen uns davon die Rede gewesen.«

»Ei! und wenn davon die Rede gewesen wäre, was liegt daran? Gestehen Sie nur ohne Umstände, daß Sie mir diese Heirath geheim gehalten haben, weil Sie einsehen, daß es eine Albernheit ist.«

Rigaut zuckte leicht die Achseln.

»Sie sind im Zorn, meine gute Lydie,« erwiederte er, »und daran thun Sie Unrecht; ist's meine Schuld, daß Sie plötzlich eine solche Abneigung gegen Xavier de Presles und eine solche Zuneigung zu Julian bekommen, und daß Sie in Zorn gegen den Andern gerathen, weil sie dem Einen Ihre Tochter nicht mehr geben wollen und der Andere nicht auf der Stelle bereit ist, dieses allerdings reizende, aber am Ende doch ein Bischen zu überstürzt angebotene Geschenk anzunehmen?«

Madame la Chambaudier schwieg.

»Lassen Sie doch hören,« fuhr Rigaut fort, »was

hat Ihnen denn der arme Xavier gethan, daß Sie ihn so plötzlich aus Ihrem — schwiegermütterlichen Herzen verstoßen? Fürchten Sie etwa, daß er Juana nicht glücklich macht? Ei, meine theure Freundin — Julian hat einen sehr bizarren Charakter; diejenige, welche seine Frau wird, wird auch nicht alle Tage lachen, wenigstens fürchte ichs sehr. Vielleicht werden Sie mir noch einmal danken —«

Madame la Chambaudier fiel Rigaut ins Wort.

»Ich erlasse Ihnen Ihre Rathschläge, mein Bester,« sagte sie, »dieselben sind gänzlich nutzlos, ich höre nicht darauf. Die Heirath Julians ist also abgemacht, ganz gut! indessen soll sie doch wohl nicht schon in kürzester Frist statt finden, nicht wahr?«

»O! — es ist noch nicht einmal etwas vorbereitet! — Man spricht von sechs Monaten — Raymond Baumel besteht darauf, seine Tochter einige Zeit bei sich zu behalten, bevor er sich auf immer von ihr trennt.«

»Das genügt. Wenn ich mit Julian zusammentreffe, so kann ich doch nach meinem Gutdünken handeln, ohne Ihnen mißfällig zu werden?«

»Wie so denn? Ueberreden Sie ihn, daß er nicht in Fräulein Baumel verliebt ist und daß er in Juana verliebt werden muß, und ich werde mich nur vor Ihnen zu verbeugen haben, denn alsdann haben Sie ein Wunder gewirkt.«

»Ich danke Ihnen. Die Wunder haben stets einen besonderen Reiz für mich gehabt; wir werden es versuchen, Ihnen sobald als möglich eines zu zeigen. Wie viel Uhr ist's jetzt, Rigaut?«

»Fünf Uhr, meine werthe Freundin.«

»Fünf Uhr — schon!«

»Ei, dieses »Schon« ist außerordentlich hübsch! Habe ich das Recht, es zu meinen Gunsten auszulegen?«

Trotz ihrer Verstimmung lächelte Madame la Chambaudier ihrem ehemaligen Liebhaber zu.

»Ach!« sagte sie, »mein lieber Rigaut, Sie hatten doch so eben Recht; der Name Raymond Baumel hat mich an eine der Epochen meines Lebens erinnert, wo ich am meisten angebetet wurde. Damals hätten Sie mir nicht abgeschlagen —«

»Was denn?«

Madame la Chambaudier biß sich in die Lippen — sie wollte dem boshaften Advocaten nicht zu viel anvertrauen.

»Nichts,« antwortete sie also.

Und sie erstickte einen Seufzer.

»Ach, meine arme Freundin!« dachte Rigaut für sich, »das Namensverzeichniß der Dinge, die man einer Frau von fünfundzwanzig Jahren gewährt und einer Frau von vierzig Jahren abschlägt, ist sehr lang. Aber die Weiber lernen nichts, wenn sie alt werden.«

Der gute Rigaut hätte noch hinzu setzen können:

»Und wenn die Männer alt werden, so vergessen sie.«

Zweites Capitel.

Mit Verlust zurückgeschlagen.

Juana hatte gegen ihre Familie niemals einen besonders mittheilsamen Charakter gehabt.

Seit der Nacht ihres Verlobungsfestes, seit dem Momente, wo sie erfahren hatte, es sey fest beschlossen, daß sie sich Madame de Presles nennen sollte, war das junge Mädchen noch zurückhaltender geworden.

Schon geraume Zeit zuvor nährte Juana einen Gedanken, der sie manchmal augenblicklich erröthen und erbleichen ließ, wenn sie ihre Mutter ansah.

Und seit sie wußte, daß nur mehr wenige Wochen sie von einer verabscheuten Heirath trennten, schwebte dieser Gedanke unabläßig ihrer Seele vor, hielt sie fortwährend umfangen.

Juana besaß eine jener energischen Naturen, die sich mit Eifer dem Guten oder dem Bösen hingeben, je nachdem sie beim Beginne ihrer Laufbahn auf einen guten oder schlimmen Pfad gelenkt werden.

Zum Unglücke hatte man sie auf schlimme Wege geschleudert.

Uebrigens hatte auch der Zufall dazu beigetragen, ihr junges Herz zu verbittern.

Sie liebte — und man liebte sie nicht.

Dazu füge man noch eine instinctmäßige Verachtung vor demjenigen, den sie heirathen sollte, und den Gram darüber, sich unbekannten Interessen geopfert zu sehen.

Auf diese Art wird man es begreifen, daß Juana oft stundenlang in ihrer Kammer allein, schweigend, unbeweglich blieb, und sich selbst die Frage stellte, was ihr wohl die Zukunft bringen würde.

Und dies war auch der Grund, warum sie solche Mühe hatte, wenn sich Xavier de Presles bei ihr befand, ihm freundlich zuzulächeln.

Und wenn sie ihre Mutter ansah, so fühlte sie sich oft von dem Verlangen ergriffen zu weinen, niemals aber von dem Bedürfnisse, ihr die Arme entgegen zu strecken.

Eines Morgens — es war jener des Besuches von Madame la Chambaudier bei Xavier de Presles — befand sich Juana wie gewöhnlich gedankenvoll in ihrem Zimmer.

Sie hatte so eben ihre Toilette vollendet und halb in einem Fauteuil liegend, hielt sie offen vor sich einen Band von Walter Scott, in dem sie aber nicht las.

Ein Bedienter trat ein, um zu melden, daß das Frühstück aufgetragen sey.

Juana erhob sich maschinmäßig und begab sich in den Speisesaal.

Sie frühstückte allein; ihr Vater und ihre Mutter waren abwesend.

Nachdem sie ihr Frühstück rasch beendigt hatte, schritt die Jungfrau, welcher in der Geistesstimmung, worin sie sich befand, die Abwesenheit ihrer Mutter seltsam aufgefallen war, auf die Gemächer von Madame la Chambaudier zu, anstatt auf ihr Zimmer zurückzukehren.

Das Kammermädchen von Madame la Chambaudier befand sich mit den andern Dienstleuten in der Küche, Juana gelangte also, ohne daß ein neugieriges Auge sie genirte, bis ins Schlafgemach ihrer Mutter.

Dieser Schritt hatte an und für sich nichts Außerordentliches an sich, indessen war Juana aufgeregt, als sie ihn machte.

Der Gedanke, der sie seit drei Wochen verfolgte, war durch die Umstände gebieterischer als je geworden. Juana hatte einen Plan gefaßt, und trotz den Gefahren, die er bot, wollte sie denselben zur Ausführung bringen.

Das Schlafgemach von Madame la Chambaudier war so elegant, als man's sich nach dem, was man von dieser Frau weiß, nur immer vorstellen kann.

Juana widmete zuerst einen langen Blick diesem gleichzeitig coketten und geheimnißvollen Luxus, den sie bis jetzt nur im Vorübergehen hatte bewundern können.

Dann, nachdem sie einige Secunden mit dieser gedankenlosen Betrachtung verloren hatte, schob Juana den Riegel vor, um sich gegen jede Ueberraschung sicher zu stellen, eilte auf eine Etagère in einer Ecke des Zimmers zu, suchte mit den Augen unter dem Porzellan, den chinesischen Spielereien und sonstigen Nippsächelchen, welche die Etagère trug, und ergriff endlich eine kleine Vase von altem Sèvres-Porzellan mit vergoldetem Bronzedeckel, aus der ein niedlicher Schlüssel auf den Teppich fiel.

Eines Tages, als Juana noch ein Kind war, — denn das Folgende war vor sechs Jahren geschehen, hatte sie, als sie im Zimmer ihrer Mutter spielte, gesehen, daß die Letztere, nachdem sie einen Brief gelesen, aus derselben kleinen Vase denselben niedlichen Schlüssel nahm, sich desselben

bediente, um eine Schatouille von chinesischem Lack zu öffnen, die unter der Etagère stand und in welche sie den Brief versperrte, den sie mit großer Aufmerksamkeit gelesen hatte.

Juana's Erinnerungen aus ihrer Kindheit hatten ihr vortreffliche Dienste geleistet. Die Jungfrau in ihrem Argwohne, in ihrer Unruhe hielt sich zum Ohre des boshaften, neugierigen Kindes und flüsterte ihm zu: »Ich will Licht haben — erinnere Dich!«

Mit dem Schlüssel versehen, den sie mit zitternder aber entschlossener Hand aufgehoben hatte, öffnete Juana die Schatouille von Lack.

Sie hatte sich auf die Knie nieder gelassen, um diese Verletzung eines Geheimnisses zu vollführen.

Die Schatouille war offen, eine gewaltige Anzahl von Briefen, die mit Sorgfalt über einander gelegt waren, zeigte sich ihren Augen.

Und dennoch schwankte Juana jetzt, sie scheute sich die Papiere zu berühren, sie wagte es nicht einmal sie anzusehen.

In diesem Augenblicke ließen sich in der Ferne auf der Treppe Schritte hören.

Das Mädchen fühlte ihr Herz vor Schreck so gewaltig pochen, daß sie zurücksank und um nicht gänzlich zu fallen, genöthigt war, sich mit der einen Hand auf den Boden zu stützen.

Mit der andern Hand hatte sie die Schatouille bereits wieder geschlossen.

Die Schritte näherten sich immer mehr und mehr — in zwei oder drei Secunden mußte man an der Thür seyn.

»Ah!« murmelte Juana, »man soll nicht sagen, daß ich mir diese Gelegenheit habe entwischen lassen.«

Und rasch wie der Blitz öffnete sie die Schatouille wieder, nahm aus derselben auf gut Glück einen Brief, schloß wieder zu, sprang auf, warf den Schlüssel in die kleine Vase, stürzte nach der Thür des Schlafgemaches und zog den Riegel zurück.

Es war Zeit.

Das Kammermädchen von Madame la Chambaudier trat herein.

»Ach! Verzeihung, Fräulein!« sagte das Kammermädchen, erstaunt über die ungewöhnliche Anwesenheit des Mädchens im Gemache ihrer Mutter. »Sie warteten hier vielleicht auf die gnädige Frau, und ich habe Sie gestört.«

»Ganz und gar nicht,« versetzte Juana, »ich war nur gekommen, um ein Buch zu suchen, das ich verlegt hatte, — ich finde es nicht mehr, — und gehe wieder auf mein Zimmer.«

Und mit dem gleichgiltigsten Gesichte schritt die Jungfrau an der Zofe vorüber und begab sich in ihr Gemach.

— — — — — — — — — — — —

Am selben Abende, als man im Hôtel Chambaudier so eben abgespeist hatte, erschien Xavier de Presles.

Er brachte eine Loge ins Théâtre-Français zur dritten Vorstellung eines Stückes, das zu jener Zeit eben im Zuge war.

Xavier de Presles zeigte das liebenswürdigste und unbefangenste Wesen von der Welt; er grüßte lächelnd sowohl Madame la Chambaudier, die ihm anmuthig wie gewöhnlich dankte, als auch Juana, die bei seinem Anblick erbleichte.

Das Letztere bemerkte er übrigens nicht.

Einige Minuten darauf bot Xavier seinen Arm der Frau von la Chambaudier, während Juana den ihres Vaters nahm, um sich zu dem Wagen zu verfügen, der im Hofe wartete.

»Sind Sie noch immer böse auf mich, Lydie?« fragte er leise unterm Gehen.

»Ich?« entgegnete Madame la Chambaudier. »Was fällt Ihnen ein!«

»Wie? Hätten Sie in der That Ihre schlimmen Absichten gegen mich aufgegeben?«

Madame la Chambaudier sah Xavier an und zuckte die Achseln.

»Sie wissen wohl, daß ich Sie nicht hindern kann Juana zu heirathen,« versetzte sie. »Sie werden also Juana bekommen und wir werden sehen, ob Sie mir später für meine Güte Dank wissen werden.«

»Sie sind zum Entzücken und ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich dankbar zu seyn weiß, wenn ich nicht dazu gezwungen werde,« erwiederte Xavier.

»Elender Gauner!« dachte sie; »bevor Du Juana heirathest, muß mir erst Alles mißlungen seyn, was ich unternommen habe, um Dich daran zu hindern.«

»Lügenhafte Heuchlerin!« dachte er sich; »Du weisest mir die Sammtpfote, aber ich sehe deine Krallen dahinter und ich werde mich nicht kratzen lassen.«

Man kam ins Theater.

Die Damen nahmen Platz, natürlich im Vordergrunde der Loge. Xavier de Presles setzte sich hinter Juana, Herr la Chambaudier hinter seine Frau.

Auf Augenblicke streifte Xavier's Arm an Juana's Kleid.

Und das Mädchen bog sich jedes Mal ohne Affectation zurück.

Und dennoch schauderte sie jedesmal zusammen, als ob sie in eine plötzliche Berührung mit einem Stück Eise gekommen wäre.

Der erste Act des neuen Stückes sollte eben beginnen.

Rigaut, der Vater, trat in die Loge des Banquiers.

Nachdem die gewöhnlichen Complimente ausgetauscht worden waren, neigte sich der Advocat zu Madame la Chambaudier und flüsterte ihr zu:

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Wen denn?«

»Julian, — dort, — rechts vor Ihnen, — in einer Balconloge. Er ist sammt Familie da.«

Madame la Chambaudier richtete rasch ihr Doppellorgnon nach der angegebenen Seite.

Julian war in der That in einer Balconloge; vor ihm in erster Reihe befand sich Juliette und Madame Perraut; zu seiner Linken saß Raymond Baumel; im Hintergrund der Loge standen Perraut und sein Sohn.

»Mein Gott!« kicherte Madame la Chambaudier dem Advocaten zu. »Er hat ja einen ganzen Völkerstamm bei sich. Wer sind denn alle diese Leute bei Raymond?«

»Lauter intime Freunde.«

»Aha! — Und die intime Frau an der Seite der Kleinen! 's macht sich nicht schlecht! — Je nun! Herr

Raymond Baumel wird seinem Kinde eine zweite Mutter gegeben haben.«

»Sie Boshafte!«

»Juana, erkennst Du die junge Person dort unten?« fragte Madame la Chambaudier, indem sie ihrer Tochter mit einer Kopfbewegung die Loge Raymond Baumel's bezeichnete. »Ich glaube, sie war im Pensionate eine deiner Freundinnen.«

Bereits kurz nach ihrem Eintritt in den Saal hatte Juana in jener Loge Juliette und Julian erblickt.

Und sie hatte vergessen, daß Xavier hinter ihr saß.

Und alle ihre Geisteskräfte hatten sich in einem Blicke concentrirt, der jede Geberde der beiden Liebenden verschlang.

Und nach Verlauf von fünf Minuten einer solchen eifersüchtigen Aufmerksamkeit hatte sie endlich begriffen, warum Julian sie nicht liebte.

Sie hatte eine vorgezogene Nebenbuhlerin, — und diese Nebenbuhlerin war das kleine Mädchen, das sie im Pensionate so geringschätzend behandelt hatte.

Mademoiselle Juliette!

Ein Kind ohne Namen!

Indessen bemeisterte Juana bei der Frage ihrer Mutter ihre Aufregung, — bereits seit langer Zeit hatte sie gelernt Herrin über sich selbst zu seyn, — und nachdem sie einen Blick auf Juliette geworfen, — antwortete sie in einem so gleichgiltigen Tone, daß er fast an Verachtung streifte:

»Mademoiselle Juliette, wie mich dünkt! O! so was ist nie meine Freundin gewesen!«

»Ei! ist das nicht Ihr Sohn, den ich in jener Loge erblicke, Rigaut?« rief Xavier de Presles, der mit den

Augen dem Winke von Madame la Chambaudier und dem Blicke Juana's gefolgt war. »Was Teufel macht er denn dort?«

»Je nun — ungefähr dasselbe, was Sie hier machen, muthmaße ich, mein lieber Freund.«

»Gehen Sie doch! Julian sollte Jemanden in ehrlicher Absicht den Hof machen?«

»Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?«

»Ich? Warum denn? wie spaßig dieser Rigaut ist! Im Gegentheile, es gefällt mir sehr, — aber es setzt mich in Erstaunen! Julian sollte sich verheirathen — er! — ein Philosoph! — und noch dazu einer von der schlimmsten Art, — ein Skeptiker!«

»Mein Gott! was thut das, Xavier? Diejenigen, die an nichts glauben, so wie diejenigen, die an Alles glauben, sind vor einer Heirath ganz gleich.«

»Zugegeben, aber Sie werden mir doch die Bemerkung erlauben, daß —«

»O! meine Herren! Ich bitte, lassen Sie einstweilen Ihre Unterredung fallen,« unterbrach sie Madame la Chambaudier mit Ungeduld. »Man wird gleich anfangen und ich möchte gerne etwas hören. Wir werden später von der Vermälung des Herrn Julian Rigaut sprechen. Wollen Sie mir einen Gefallen thun, mein lieber Advocat?«

»Welchen denn, schöne Dame?«

»Suchen Sie im Zwischenacte Julian auf und ersuchen Sie ihn, ins Foyer zu kommen, um ein paar Worte mit mir zu sprechen,« fuhr Madame la Chambaudier fort, indem sie sich gegen Rigaut umwendete.

Rigaut verbeugte sich.

Die Ouverture begann so eben und bald darauf ging der Vorhang in die Höhe.

Während diesem ganzen Acte verloren Madame la Chambaudier und ihre Tochter die Loge, worin sich Julian befand, nicht aus dem Gesichte.

Ein Ocean von Gedanken gährte in diesem Augenblicke in den beiden Frauen; sie beobachteten Beide mit derselben Angst und nichts entging ihnen, weder ein Blick noch ein Lächeln Julians oder Juliettens, — ja nicht einmal eine Geberde derjenigen, welche die beiden jungen Leute umgaben.

Nur hatte es die Eine mit dem Genius der Rache zu thun, welchen sie zu Hilfe rief, während die Andere keuchend unter der Umstrickung des Dämons der Eifersucht sich krümmte.

Der erste Act war zu Ende.

Rigaut stand auf und verließ die Loge.

Madame la Chambaudier sah ihn bald bei seinem Sohne.

Xavier de Presles redete mit Juana, die den Versuch machte ihm zu antworten.

Herr la Chambaudier las den »Messager«.

Rigaut kam wieder zurück und gab der Frau des Banquiers ein Zeichen.

»Wollen Sie im Foyer ein wenig frische Luft schöpfen?« fragte er.

»Mit Vergnügen,« erwiederte sie.

Julian befand sich im Gange und wartete auf Madame la Chambaudier.

»Ah! Herr Julian!« rief sie, auf ihn zutretend, »warum

sind Sie denn nicht in unsere Loge hereingekommen, um meinem Manne und meiner Tochter einen guten Abend zu bieten?«

»Weil ich keine Zeit dazu hatte, Madame, Sie müssen mir schon verzeihen,« versetzte Julian kalt. »Ich gestehe Ihnen sogar, wenn mein Vater mich nicht benachrichtigt hätte, daß Sie mir etwas Wichtiges mitzutheilen haben, so —«

»So würden Sie die allerliebste Gesellschaft gar nicht verlassen haben, in der Sie sich befinden. Je nun, — Sie werden immer ein Original bleiben, Herr Julian! Allein ich danke Ihnen nichtsdestoweniger, daß Sie sich in Folge meiner Bitte diese Ungelegenheit gemacht haben. Wollen Sie mir Ihren Arm geben? O seyen Sie ruhig, — wir gehen nur einige Male im Foyer auf und ab, dann schenke ich Ihnen die Freiheit wieder.«

Julian ließ es zu, daß man seinen Arm nahm.

Rigaut hatte sich entfernt.

»Ich bin ganz Ohr, Madame,« sagte Julian, indem er Madame la Chambaudier ansah.

»Du lieber Gott! mein Herr,« fuhr die Letztere fort, »das, worüber ich mit Ihnen sprechen will, ist ein sehr kitzlicher Gegenstand, und es war in der That eine so außergewöhnliche Lage, wie jene, nothwendig, in der ich mich befinde, um mich dazu zu vermögen, einen solchen Gegenstand zu berühren.«

Julian lächelte leicht.

»Wenn es so schwer auseinander zu setzen ist, Madame,« erwiederte er, »wer zwingt Sie denn zu dieser Mittheilung? Ich gewiß nicht, — das müssen Sie doch zugeben.«

Madame la Chambaudier ließ sich eine Bewegung des Aergers entschlüpfen.

»O! ich erkenne es recht gut,« sagte sie, »daß Sie sich seit langer Zeit wenig um meine Interessen und um die der Leute kümmern, welche mir theuer sind. Und wenn ich mich nun gerade über diese Gleichgiltigkeit zu beklagen hätte und mit Ihnen darüber reden wollte, was würden Sie darauf antworten?«

Julian blieb theilnahmlos.

»Erklären Sie sich, Madame,« antwortete er, »ich höre.«

»Sehen Sie, Julian,« fuhr Madame la Chambaudier fort, indem sie sich an den Arm des jungen Mannes anschmiegte, »die Augenblicke sind kostbar, ich werde also geraden Weges auf die Sache losgehen. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie während Ihrer ganzen Jugend in meinem Hause wie ein Sohn behandelt worden sind?«

Julian machte ein Zeichen der Zustimmung.

»Haben Sie vergessen,« sprach Madame la Chambaudier weiter, »daß Sie damals meine Tochter Ihre kleine Frau nannten, — daß dieselbe Sie als ihren kleinen Mann behandelt, — und daß Herr Chambaudier und ich — und selbst Ihr Vater zu dieser kindischen Ehestandsspielerei lächelten, — ja noch mehr, — daß wir dieselbe gewisser Maßen ermuthigten?«

Julian heftete aufs neue seinen Blick auf Madame la Chambaudier mit einem Lächeln, das an Ironie streifte.

»Wenn auch Alles so wäre, wie Sie sagen, Madame,« antwortete er, »und ich gebe zu, daß wir, ich und Fräulein Juana, in der That vor Zeiten »Ehestand« gespielt haben mögen, — als wir beide zusammen noch

keine zwanzig Jahre zählten, — so muß ich gleichwohl gestehen, daß ich nicht begreifen kann, welche Wichtigkeit es haben mag, diese Erinnerungen herauf zu beschwören. Fräulein Juana ist jetzt siebenzehn Jahre alt, — sie wird Herrn Xavier de Presles heirathen. Ich selbst werde bald in mein sechsundzwanzigstes Jahr treten und in einigen Monaten werde ich mich gleichfalls vermälen. Wollen Sie mir doch gütigst sagen, welchen Verband Sie zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit sehen? — Welche Gemeinschaft besteht zwischen Madame Juana de Presles und Herrn Julian Rigaut, dem Gemal des Fräuleins Juliette Baumel?«

Madame la Chambaudier erröthete bis ins Weiße ihrer Augen. — Das Unternehmen, das sie sich zur Aufgabe gemacht, war gegenüber von einer so widerspänstigen Natur, wie sie Julian Rigaut besaß, dergestalt schwierig, daß sie einen Augenblick Lust hatte es aufzugeben.

Allein die ersten Schritte waren gethan, — zaudern wäre ihr wie eine Schwachheit vorgekommen, — und sie entschloß sich, ihr Werk fortzusetzen.

»Julian,« begann sie auf's neue in einem fast feierlichen Tone, »Sie sind ein Mann von Ehre, davon bin ich fest überzeugt, — Sie werden demnach das Geheimniß nicht mißbrauchen, das ich Ihnen anvertrauen werde, — so wie den Vorschlag, den ich Ihnen auf der Stelle machen will. — Ich will Xavier de Presles nicht zum Schwiegersohne. — Und ich biete Ihnen diesen Titel an, den ich Xavier de Presles entziehe. Was antworten Sie darauf?«

Starr vor Erstaunen stand Julian da und sah die Sprechende stumm an.

»Eines Tages werde ich Sie genau mit den Beweggründen bekannt machen, die mich dazu bestimmen, Herrn Xavier de Presles auf eine solche Weise zu behandeln,« fuhr Madame la Chambaudier fort. »Vor der Hand genüge Ihnen zu wissen, und Sie werden, dessen bin ich gewiß, jetzt auch davon überzeugt seyn, daß diese Beweggründe für Niemand als für ihn unangenehm sind. Was Sie anbelangt, so wäre ich für mein Leben glücklich, wenn ich Sie in unserer Familie sähe. — Juana ist hübsch. — Sie sind ihr nicht gleichgiltig, davon habe ich die Ueberzeugung. Ihr Vater gibt ihr zweimalhunderttausend Francs Mitgift. Nun also! — noch einmal, antworten Sie mir! Einen solchen Vorschlag unter solchen Umständen und an einem solchen Orte zu machen, würde mir bei jedem Andern als bei Ihnen wie eine Thorheit, — ja sogar gefährlich vorgekommen seyn. — Allein ich weiß, daß Sie sich über das Gewöhnliche hinwegsetzen. — Ich kenne Sie als einen Mann von Geist, als einen Mann von Muth. Ich fasse also noch einmal Alles kurz zusammen. Ich hege einen tiefen Haß gegen Xavier de Presles und möchte ihm die Hand meiner Tochter entziehen, die ich ihm versprochen habe. Wollen Sie mir bei meinen Plänen helfen? Wollen Sie mein Schwiegersohn werden? Wollen Sie eine hübsche Frau und ein stattliches Vermögen? Sagen Sie ja oder nein, — ich warte auf Ihre Antwort.«

Indem sie die letzten Worte sprach, hatte Madame la Chambaudier den Arm Julians losgelassen und unbeweglich ihm gegenüber stehend, suchte sie im voraus auf der Physiognomie des jungen Mannes das Resultat dieser Eindrücke zu lesen.

Allein Julian war undurchdringlich; seine halb geschlossenen Augen ließen ihren Blick nicht sehen, — sein

halb offener Mund unterdrückte selbst die leiseste Anmahnung eines Lächelns.

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke im Foyer.

Der zweite Act des neuen Stückes sollte beginnen.

Das Foyer leerte sich.

»Nehmen Sie doch wieder meinen Arm, Madame,« sagte Julian, fortwährend gleichgiltig, während er sich gegen Madame la Chambaudier verneigte. »Ich glaube, 's ist Zeit, in Ihre Loge zurück zu kehren.«

»Aber Sie haben mir ja noch nicht geantwortet, Julian!« murmelte die Frau des Banquiers mit keuchendem Athem. »Nun, so reden Sie, — spielen Sie nicht so mit meiner Ungeduld! Was hält Sie zurück? Unmöglich kann es eine thörichte Liebe zu jenem kleinen Mädchen ohne Familie und ohne Vermögen seyn, von welchem mir Ihr Vater erzählt hat! — Derlei eingegangene Verpflichtungen bricht man alle Tage, mein Freund!«

Madame la Chambaudier hielt inne, als ob sie das Haupt der Medusa erblickt hätte.

Als die Rede auf Juliette gekommen war, hatte Julian endlich die Augen aufgeschlagen und seinen Lippen erlaubt, sich zu einem Lächeln zu verziehen.

Und dieses Lächeln und dieser Blick drückten zugleich so viel Zorn, Verachtung und Ekel aus, — daß sie selbst für eine so entschlossene Frau, wie es Madame la Chambaudier war, unerträglich waren.

Eine Secunde verfloß auf diese Weise, während welcher Madame la Chambaudier vor Schreck erstarrt, sich vor Julian beinahe niederbeugte, indessen ihr Julian ruhig und imponirend in seinem stummen Anathema gegenüber stand.

Dann berührte er, ohne ein Wort zu sprechen, mit der Fingerspitze seinen Hut und entfernte sich mit hastigen Schritten.

Madame la Chambaudier folgte ihm einen Augenblick mit den Augen.

Gleichzeitig wischte sie mit ihrem Sacktuche die dicken Schweißtropfen ab, die an ihren Schläfen herabperlten.

»O!« rief sie aus, mit einer Geberde der Wuth, nachdem er verschwunden war, ohne sich auch nur nach ihr umgesehen zu haben. »O, Du sollst mir deine Verachtung theuer bezahlen!

»Nun stehe ich allein gegen zwei!

»Wohlan denn! um so besser!

»Ich will in diesem Kampfe zu Grunde gehen oder ihnen Beiden das Herz brechen!«

Und sie trat lächelnd wieder in die Loge zu ihrem Gemal, ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter.

Drittes Capitel.

Eine neue Niederlage.

Eines Morgens, als Raymond Baumel eben mit seiner Tochter beim Frühstücke saß, trat Joseph, seine gewöhnlichen Gesichter schneidend, herein und brachte einen Brief, der ihm so eben für seinen Herrn von einem Commissionär übergeben worden war.

Raymond nahm den Brief; die Unterschrift lautete: Rosine Petit.

Sein Inhalt war folgender:

»Raymond, wenn Sie noch einige Freundschaft für mich hegen, so kommen Sie ums Himmels Willen mir zu Hilfe.

»Sie wissen doch, wie ich meine Tochter liebe, nicht wahr?

»Nun denn! denken Sie sich meine Verzweiflung! — Meine Tochter, meine Camilla, mein Abgott stirbt!

»Ja, sie stirbt, und nicht etwa an einer Krankheit! — Die Wissenschaft, das sehe ich wohl, hat mit diesem Leiden nichts zu thun.

»Seit vierzehn Tagen welkt sie hin, einem Kummer, einem Schmerze zur Beute, dessen Ursache ihr meine Bitten und meine Thränen nicht zu entlocken vermögen.

»Ich muß mein Kind retten, Raymond, und — nicht wahr? — Sie werden mir beistehen es zu retten, da ich Sie darum anflehe!

»Sie, der Sie auch Ihre Tochter, Ihre schöne Juliette, anbeten, werden mit einer Mutter Mitleid haben, die vor Ihnen auf den Knien liegt! — Mitleid! — Denn das einzige Mittel, welches ich finde, um Camilla ihr Geheimniß zu entreißen, hängt von Ihnen ab.

»Sie müssen Julietten erlauben, eine Stunde bei Camilla zuzubringen.

»Und zwar muß dies noch heute geschehen, eine Stunde, nachdem Sie meinen Brief empfangen haben werden.

»Sie begreifen, daß die Augenblicke kostbar sind, mein Freund.«

»Juliette und Camilla liebten sich aus allen Kräften, Sie wissen es, Raymond. Wenn Juliette ihre arme Freundin so verändert findet seit den sechs Wochen, als sie die=

selbe nicht gesehen, so wird sie Camilla um die Ursache ihrer Traurigkeit, ihrer Blässe fragen.

»Kurz, ich bin dessen gewiß, Juliette wird von meiner Tochter das erlangen, was ich nicht von ihr erlangen konnte.

»Das Uebrige sey meine Sache. Wenn ich Alles verkaufen sollte, was ich besitze, um meiner Tochter das zu geben, was sie wünscht, so soll sie es bekommen!

»Fürchten Sie übrigens für Julietten nichts Gefährliches oder Unangenehmes von dieser Zusammenkunft, Raymond! Meine Tochter ist eben so rein wie die Ihre; ihre Geheimnisse müssen die eines unglücklichen, aber nicht eines bösen Engels seyn, und sie wird dieselben einem andern Engel anvertrauen, der von Gott mehr begünstigt ist, als sie.

»Sie haben mir vor einem Monate versprochen, daß Juliette oft auf Besuch zu ihrer einstigen Pensionatsfreundin kommen würde. In mehr als drei Wochen haben sie sich nur ein Mal gesehen.

»Das soll kein Vorwurf seyn, mein Freund, 's ist nur eine Erinnerung, die ich in Ihnen wach rufe, damit es Ihnen noch leichter erscheint, mir meine Bitte zu gewähren.

»Ich erwarte ein Wort.

»Ihre ergebene

»Rosine Petit.«

Nachdem Raymond Baumel diesen Brief gelesen hatte, nahm er ohne zu säumen Feder und Papier und antwortete seiner alten Freundin Rosine Petit mit einer einzigen Zeile, wie folgt:

*

»In einer Stunde wird meine Tochter bei der Ihrigen seyn.«

Hierauf übergab Raymond das Billet dem Commissionär, welcher wartete, und sagte während der Beendigung des Frühstücks zu seiner Tochter:

»Juliette, mich dünkt, Du hast deine Freundin Camilla schon recht lange nicht besucht?«

Juliette erröthete ein wenig; die Liebe hatte der Freundschaft in diesem jungen Herzen Abbruch gethan. Julian Rigaut kam jetzt alle Tage zu Raymond Baumel und wenn er da war, so dachte sie nur an ihn.

Wenn er aber nicht da war, so wartete sie auf ihn.

Raymond gab sich das Ansehen, als ob er diesen kleinen Gewissensbiß der Jungfrau nicht bemerkt hätte.

»Ihre Mutter schreibt mir, daß Camilla ein wenig leidend ist,« setzte er hinzu.

»Camilla leidend!« rief Juliette rasch. »Da wirst Du mir wohl erlauben zu ihr zu eilen, lieber Vater, nicht wahr?«

»Ich wollte Dirs eben vorschlagen; kleide Dich also an. — Inzwischen wird Joseph einen Wagen holen und er wird Dich auch bis ans Thor zu Camilla's Verwandten begleiten.«

Juliette beeilte sich ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Eine halbe Stunde darauf stieg die Jungfrau bereits in den Wagen, geleitet von Joseph, der auf sein Amt so stolz war, daß er sich nur zur Hälfte auf dem Rücksitze gegenüber seiner Gebieterin niedersetzte und nicht wußte, was er mit seinen Händen anfangen und ob er den Mund und die Augen offen oder zu behalten sollte.

Nachdem seine Tochter fort war, las Raymond Baumel den Brief von Rosine Petit noch einmal durch.

Und ein Seufzer entstieg seiner Brust.

»Arme Frau!« murmelte er. »Ihr Kind stirbt! o!«

Er wagte es nicht seinen Gedanken weiter fortzuführen, — denn dieser Gedanke hatte damit begonnen, ihm den Schmerz auszumalen, den er auch empfinden könnte, wenn eines Tages das Leben Juliettens in Gefahr käme.

Dieser Zwischenfall hatte unsern Künstler ganz traurig gemacht; er wollte in sein Atelier hinauf gehen, um sich durch Arbeit zu zerstreuen, nachdem er Katharinen, einer gutmüthigen, dicken Bauerndirne, die er zur Bedienung von Julietten aufgenommen, den Auftrag gegeben hatte, es ihm zu melden, wenn seine Tochter zurück kommen würde.

Als er jedoch die Thür öffnete, die auf die Treppe führte, stand er einer Dame gegenüber, die sich eben anschickte, bei ihm anzuläuten.

Und versteinert fuhr er einige Schritte zurück.

Denn diese Dame war Madame la Chambaudier.

Die Frau des Banquiers schien ihrerseits einige Erschütterung bei dem unvermutheten Anblicke Raymonds zu empfinden.

Sie faßte sich jedoch alsbald wieder, grüßte den Letzteren und sprach:

»Sie wollten vielleicht ausgehen, mein Herr, und ich genire Sie; — verzeihen Sie, — ich wollte nur ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen sprechen.«

Raymond hatte seinerseits seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen.

Er antwortete der Frau des Banquiers mit Würde:

»Ich wollte allerdings in mein Atelier hinauf gehen, Madame, — allein ich kann meine Arbeit verschieben. Belieben Sie einzutreten, — ich stehe Ihnen zu Befehl.«

Madame la Chambaudier schritt an Raymond vorüber; sie traten in den Salon.

Sie war gewählt und im feinsten Geschmacke gekleidet; niemals hatte ihr Fuß in dem seidenen Halbstiefelchen feiner und wohlgeformter ausgesehen! Niemals war ihre Hand in dem blaßgelben Handschuh von Jouvin anmuthiger und niedlicher gewesen! Ihre gelockten Haare wogten mit Grazie längs ihrem Gesichte herab, das so frisch und rosig war, wie mit zwanzig Jahren, — ihre Augen strahlten, — ihr Mund glühte in Purpur.

Mit einem Worte, sie war noch immer schön, — sehr schön!

Und sie wußte es.

Aber sie wollte auch, daß Raymond es bemerken sollte.

Zum Unglücke saß ihr Raymond ruhig und kalt gegenüber und schien blos darauf zu warten, daß sie ihm den Beweggrund ihres Besuches erkläre, ohne sich um die Reize zu kümmern, die sie so verschwenderisch vor seinen Blicken entfaltete.

»Aha!« dachte Madame la Chambaudier, die mit einem kleinen Aerger und mit halbem Auge diese anscheinende Gleichgiltigkeit beobachtet hatte, »er hat nichts vergessen, — und das hält ihn ab, mich anzulächeln. Er haßt mich vielleicht sogar noch. Was liegt am Ende daran! Wenn er mich nicht ansieht, so muß er mich doch anhören und weiter brauche ich nichts.«

»Was will dieses Weib von mir?« dachte Raymond, der nicht das Mindeste von den Kunststückchen übersehen hatte, welche die Cokette mit Meisterhand zum Besten gab, als sie im Salon Platz nahm. »Ihr Besuch verbirgt eine Hinterlist. Da sie schon mit fünfundzwanzig Jahren kein Herz hatte, — was muß sie erst mit vierzig seyn! Lassen wir sie nur heran kommen!«

Einige Secunden waren während dieser stummen Scene verflossen.

Endlich fand es Madame la Chambaudier für anpassend, zuerst das Schweigen zu brechen.

Und sie that wohl daran; denn Raymond, der seinen Vortheil nicht aus der Hand geben wollte, hätte sie eine Stunde auf diese Weise vor sich sitzen lassen, ohne ein Wort zu reden.

»Zuvörderst, Herr Raymond, denke ich, daß Sie mich wohl wieder erkannt haben?« minaudirte sie.

»Ich habe Sie vollkommen erkannt,« versetzte Raymond, ohne eine Miene zu verziehen.

»Ich habe mich also nicht zu sehr verändert — seit acht Jahren?«

»Seit beinahe zehn Jahren, wollen Sie wohl sagen? O, mein Gott, Madame, — wenn ich Ihnen auch nein antwortete, — so würden Sie mir doch nicht glauben, — aber kurz, ich habe Sie erkannt, — heute, — so wie vor drei Wochen in Choisy-le-Roy. — Das ist Ihnen doch wohl genug, nicht wahr? Ich muthmaße nemlich, daß Sie nicht hierher gekommen sind, um banale Complimente von mir zu beanspruchen.«

Madame la Chambaudier biß sich in die Lippen.

»In der That, mein Herr,« erwiederte sie, »nach einer so langen Trennung, — und insbesondere nach den Ereignissen, welche diese Trennung herbeigeführt haben, darf ich von Ihnen nicht nur keine Complimente, sondern nicht einmal einige Freundlichkeit erwarten. Indessen, mein Herr, sind Sie ein Mann von Weltbildung. Ich hoffe demnach, daß meine Anwesenheit bei Ihnen, so außerordentlich Ihnen dieselbe vorkommen mag, für Sie kein Gegenstand eines so tiefen Widerwillens seyn wird, daß ich unmittelbar darauf bedacht seyn müßte, die Dauer derselben abzukürzen.«

»Habe ich Sie etwa auf eine unhöfliche Weise empfangen, Madame?« fragte Raymond.

»Nein, mein Herr, nein, keinesfalls.«

»Wenn Sie sich nicht über mich zu beklagen haben, so belieben Sie mir nur gefälligst zu wissen zu machen, Madame, worin ich Ihnen angenehm seyn kann. Ich habe die Vergangenheit völlig vergessen, das schwöre ich Ihnen. Was wollen Sie heute von mir?«

Madame la Chambaudier heftete auf Raymond einen forschenden Blick.

»Wirklich!« sagte sie. »Sollten Sie Alles auf solche Weise vergessen haben? Und wenn ich Ihnen dennoch sagen würde, daß ich mir sehr oft ein Abenteuer zum Vorwurfe gemacht habe, an welchem, ich schwöre es Ihnen, weniger der Zufall als ich selbst die Schuld trug; wenn ich Ihnen sagen würde, daß es mir sehr oft leid gethan hat, ein Herz gebrochen zu haben, das mir so zärtlich, so ergeben angehörte; wenn ich Ihnen sagen würde...«

»Madame,« fiel ihr Raymond ins Wort mit einem Lächeln von so offener Gemüthlichkeit, daß es impertinenter

war als das impertinenteste Lachen, »noch einmal, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich an gar nichts mehr erinnere, daß es mir auch gar nicht darum zu thun ist, mich an das zu erinnern, was vor ungefähr zehn Jahren zwischen uns, in Dieppe, glaube ich, vorgefallen ist. Lassen wir demnach diese Thorheiten, die Niemanden mehr interessiren können. Ich habe bereits graue Haare, Madame; sehen Sie dieselben an, und belieben Sie mich in Gemäßheit zu denselben zu behandeln.«

Madame la Chambaudier saß stumm, verwirrt, erröthend da.

Die Frauen verzeihen es denjenigen, die sie geliebt haben, am wenigsten, wenn sie's in Abrede stellen, daß sie ihre ehemalige Geliebte noch lieben würden, wenn dieselbe sie ein Bischen darum anginge.

Sie hatte einen falschen Weg eingeschlagen, um das Vertrauen Raymonds zu gewinnen; das sah sie jetzt wohl ein. —

Und einen Augenblick fühlte sie, wie es Tags zuvor beim Beginne ihrer Unterredung mit Julian Rigaut der Fall gewesen, ihre Eitelkeit verletzt, und hatte Lust ihre Absicht aufzugeben.

Allein in diesem Falle hätte sie auch auf die Rache für einen tödtlichen Schimpf verzichten müssen.

Die Eitelkeit der galanten Frau entschwand, als ihr Interesse ins Spiel kam.

Das Feuer des Aergers, welches ihre Augen belebte, erlosch mit einem Male.

Sie ward dem Anscheine nach eben so ruhig, eben so s e e l e n g u t, man verzeihe uns den Ausdruck, als es Raymond Baumel schien.

Sie reichte ihm die Hand.

»Sie haben Recht, Raymond,« sagte sie. »Der Zauber der Erinnerung riß mich mit Unrecht fort, ich sehe es ein. Was wollen Sie! wir Frauen haben schon einmal weniger Muth als die Männer. Wenn uns die ersten grauen Haare wachsen, reißen wir sie insgeheim aus; und so kommt's, daß wir uns manchmal einbilden, wir seyen noch immer jung. Lassen wir demnach mein Bedauern in Ruhe, und denken wir nicht mehr an meine Fehltritte. Was Sie auch davon denken mögen, ich bin glücklich darüber, Sie wieder gesehen zu haben. Es ist mir in diesem Augenblicke blos darum zu thun, Ihnen einen Beweis zu liefern, daß es mir, nachdem ich Ihnen vor Zeiten einen leichten Kummer verursacht habe, heute sehr angenehm seyn würde, Ihnen einen großen Dienst zu erweisen. Werden Sie mir jetzt erlauben zu sprechen, und wollen Sie mich anhören?«

Raymond hatte mit den Fingerspitzen die Hand berührt, welche ihm seine ehemalige Geliebte geboten hatte.

Bei den Worten: »einen großen Dienst« spitzte er die Ohren.

Instinctmäßig ahnte er, daß die Hauptsache erst jetzt kommen sollte, und er war neugierig den Verlauf des Abenteuers kennen zu lernen.

Er verneigte sich vor Madame la Chambaudier.

»Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen, Madame,« sagte er. »Und im Voraus schwöre ich Ihnen, daß ich unbedingt geneigt bin an Ihren Edelmuth zu glauben. Ich bitte Sie also mir zu sagen, welche Gefahr mich bedroht, und durch welche Mittel ich dieselbe abwenden kann.«

Madame la Chambaudier stellte sich Raymond gerade gegenüber.

»Sie wollen Ihre Tochter verheirathen,« begann sie.

»Das ist richtig,« sagte Raymond.

»Mit Herrn Julian Rigaut?«

»Mit Herrn Julian Rigaut.«

»Nun wohlan! wenn es Ihnen darum zu thun ist, Raymond, daß Ihre Tochter glücklich wird, so folgen Sie mir, noch ist's Zeit, und gestatten Sie nicht, daß diese Heirath zu Stande kommt.«

Raymond zuckte zusammen.

Madame la Chambaudier hatte den empfindlichen Fleck dieses Mannes getroffen: die Wohlfahrt seines Kindes.

»Und warum sollte diese Heirath das Unglück meines Kindes ausmachen?« entgegnete er.

Madame la Chambaudier nahm einen feierlichen Ton an. —

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, mein Herr,« sagte sie, »daß keines meiner Worte von Ihnen gegen wen immer wiederholt werden wird, und ich theile Ihnen dieses Geheimniß mit, das auch mich interessirt.«

Raymond, der von einer Bewegung der Ungeduld und der Unruhe fortgerissen wurde, die bei einem ähnlichen Umstande ganz natürlich ist, öffnete bereits den Mund, um das Ehrenwort zu geben, das man von ihm verlangte.

Aber mit einem Male, als er das Weib ansah, das vor Zeiten so schändlich mit seiner Liebe gespielt hatte, kehrte sein Mißtrauen zurück.

Allerdings konnte Madame la Chambaudier durch ein Gefühl von Edelmuth geleitet werden.

Allein eben so gut konnte sie auch lügen, ihr eigenes Interesse konnte der einzige Beweggrund ihrer Handlungsweise in diesem Augenblicke seyn.

Indem er ihr sein Ehrenwort gab, gab er sich auch ihr preis.

Ohne Zweifel war sie gesonnen, einige Schmachflecke auf den zu werfen, welcher der Gatte Juliettens werden sollte.

Und wenn sich Raymond durch einen Schwur verpflichtet hatte, so war es ihm verwehrt, zu dem jungen Manne, den er bereits seit drei Wochen mit Vergnügen in seinem Hause empfing, der Julietten anbetete, und den Juliette liebte, ehrlich und offen zu sagen:

»Man klagt Sie dieses oder jenes Vergehens an, vertheidigen Sie sich.«

Raymond stand auf, und sagte kopfschüttelnd:

»Das thut mir sehr leid, Madame; es steht Ihnen frei, wenn Sie in der That die Güte haben, sich so sehr um das Glück meiner Tochter, und demzufolge auch um mein eigenes zu bekümmern, es steht Ihnen ferner frei, mir jenes Geheimniß mitzutheilen, von dem, wie Sie sagen, unser beiderseitiges Glück abhängt. Allein wenn ich Ihnen den Schwur leisten soll, daß ich nur jene Verwendung von Ihrem Geheimnisse machen will, die Sie für gut finden, so ist mir dies geradezu unmöglich. Ich kenne Herrn Julian Rigaut bereits genau, und von der besten Seite. Wir selbst haben nur vor zehn Jahren einander gekannt, und obendrein noch so kurze Zeit! Und Sie müssen selbst gestehen, ob ich mir demgemäß heute schmeicheln darf, Sie zu kennen. Ich würde demnach nicht ohne Widerrede einen Mann opfern, den zu achten ich genügende Gründe habe, und obendrein auf den bloßen Wunsch einer Person, in deren Aufrichtigkeit Argwohn zu setzen mir zum mindesten gestattet ist.«

Madame la Chambaudier erhob sich gleichfalls; sie war bleich, bewegt.

In kaum einer halben Stunde hatte sie zwei unverzeihliche Fehler begangen; sie hatte einen alten Anbeter zu finden geglaubt, und hatte sich einem Gleichgiltigen gegenüber befunden. Sie hatte Raymond fesseln wollen, und statt dessen sich ihm selbst preisgegeben.

»Sie sind ja toll, mein Herr!« rief sie aus, indem sie unwillkürlich mit dem Fuße stampfte. »Sie sind toll mit Ihrer Empfindlichkeit, mit Ihrem Mißtrauen! Sie muthmaßen doch nicht etwa, daß Herr Julian Rigaut mein Liebhaber ist, nicht wahr? Und meine Tochter vermält sich binnen zwei Monaten mit Herrn Xavier de Presles. Mein Interesse und das der Meinigen kommt demnach bei dieser Angelegenheit gar nicht in Betracht. Was liegt Ihnen daran, wenn Sie sich verpflichten, meinen Namen nicht zu compromittiren, sobald ich Ihnen über Herrn Julian Rigaut die Andeutungen gebe, die Ihnen von Nutzen seyn werden?«

Raymond Baumel schwieg.

Einen Augenblick hoffte Madame la Chambaudier, daß der kleine Verleumdungsroman, den sie über Julian sich entworfen hatte, kein todt gebornes Werk seyn würde.

Allein diese Hoffnung dauerte nur kurze Zeit.

Raymond antwortete endlich, und zwar mit verachtender Kaltblütigkeit:

»Sie würden über meine Weigerung weniger gereizt als bekümmert seyn, Madame, wenn Sie in der aufrichtigen Absicht mir einen Dienst zu erweisen zu mir gekommen wären.«

Madame la Chambaudier, die eben noch blaß gewesen war, ward purpurroth; vom Herzen, wohin es sich zu-

rück gedrängt hatte, strömte ihr das Blut wieder ins Gesicht.

Nichtsdestoweniger hielt sie sich noch zurück.

»Sie haben eine mißliebige Meinung von mir,« nahm sie auf's Neue das Wort, »und ich muß die Ursache leider eher bei mir als bei Ihnen suchen. Ich werde also schweigen, da Sie auf einen Dienst von meiner Seite so wenig anstehen. Und dennoch, ich schwöre es Ihnen nochmals zu, war ich nur hierher gekommen Ihres Wohles wegen und zum Wohle Ihrer Tochter.«

»So lange Sie sich weigern, eine Erklärung ohne frühere Wortverpfändung zu geben, werden Sie mir schon erlauben, an Ihren Absichten zu zweifeln, Madame, so wie auch mir selbst die Sorge überlassen, über meine und Juliettens Interessen zu wachen.«

Madame la Chambaudier schleuderte einen Blick des Zornes auf Raymond.

»Nach Ihrem Belieben also, mein Herr,« entgegnete sie. »Taumeln Sie blind vorwärts, da Sie keine Aufklärung wollen. Eines Tages werden Sie es bereuen, mich zurückgestoßen zu haben, aber dann wird es zu spät seyn, gedenken Sie dessen! Und dies wird meine einzige Rache seyn.«

Raymond lächelte spöttisch.

»Wie, Sie rächen sich an denjenigen, die Ihre Wohlthaten zurückweisen, Madame?« sagte er. »Mein Gott! was behalten Sie denn dann den Leuten auf, welche Sie beleidigt haben?«

Madame la Chambaudier erwiederte nichts; sie war bereits außerhalb der Thür des Salons.

»Adieu, mein Herr,« sagte sie, »betrachten Sie mei-

nen Besuch so, als ob ich Ihnen denselben gar nicht gemacht hätte. Ich werde von nun an selbst Ihren Namen vergessen.«

»Sie werden meinen Namen eben so wenig vergessen, als ich Ihren Besuch vergessen werde, Madame,« sagte Raymond mit demselben ironischen Tone. »Nur wird die eine von diesen Erinnerungen dem Einen von uns nützlicher seyn als dem Andern.«

Madame la Chambaudier wendete sich mit Unwillen gegen den Künstler.

»Verstehen Sie darunter etwa, daß Sie das Wenige, was ich Ihnen anvertraut habe, benützen wollen, um mir in der Gesinnung des Herrn Julian Rigaut zu schaden?« fragte sie.

»Ich habe Sie nicht gerufen, Madame,« entgegnete Raymond, »demnach bin ich gegen Sie zu nichts verpflichtet, und werde demnach auch so handeln, wie es mir gut dünkt. Das ist mein letztes Wort.«

Die Frau des Banquiers zuckte die Achseln.

»Meinethalben!« stieß sie heraus. »Ich fürchte weder Sie noch irgend Jemand! Sie möchten vielleicht nicht das Gleiche sagen!«

»Schon wieder Drohungen!« entgegnete Raymond fortwährend spöttisch. »Sehen Sie nun, Madame, ich wünsche mir immer mehr und mehr Glück dazu, daß ich Ihre vertraulichen Mittheilungen zurückgewiesen habe. Es muß dies etwas sehr Abscheuliches gewesen seyn, weil es jetzt, wo es gezwungener Weise bei Ihnen bleiben muß, Sie so gallsüchtig macht!«

Madame la Chambaudier erbebte vor Wuth.

»Leben Sie wohl!« schrie sie.

»Madame, ich mache Ihnen mein Compliment,« sagte Raymond Baumel sanft.

Sie stürzte aus dem Gemache, ohne abzuwarten, daß Raymond sie hinaus geleite.

Mit vor Wuth kochendem Herzen und verstörten Zügen war sie bereits eine Treppe hinabgestiegen, Raymond wohnte im dritten Stocke, als sie im Vorübergehen an eine Dame anstreifte, welche die Treppe hinauf ging.

Diese Frau achtete nicht auf Madame la Chambaudier, allein durch Zufall sah Madame la Chambaudier diese Frau an.

Und plötzlich blieb sie rasch stehen.

Sie hatte dieselbe als Diejenige erkannt, die sie Tags zuvor im **Théâtre - Français** an der Seite von Raymond Baumel erblickt hatte.

Der Haß hat Falkenaugen und einen Tigerinstinct.

Um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß sie sich nicht täuschte, drückte sich Madame la Chambaudier in eine Ecke des Treppenabsatzes im zweiten Stocke.

Sie konnte von oben nicht erblickt werden.

Sie horchte.

Madame Perraut — denn sie war es wirklich — läutete an der Thür von Raymond Baumel.

Bald öffnete sich diese Thür.

Es folgte ein Murmeln von Stimmen und ein leises Schallen von Küssen.

Und Madame la Chambaudier hörte nichts weiter.

Die Thür hatte sich wieder geschlossen.

Madame la Chambaudier blieb einen Augenblick stehen, wie um nachzudenken, dann begann sie wieder die beiden

Stockwerke hinab zu gehen, die ihr noch übrig blieben, während sie ihr Porte-Monnaie aus ihrem Gürtel zog.

Sie blieb vor der Wohnung des Hausmeisters stehen.

Es war ein männliches Individuum, welches sich für den Augenblick in dieser Loge befand — ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, häßlich wie eine Raupe, und schielend, wie —— wie ein Mensch schielt, der zweimal eine Schieloperation ausgehalten hat.

Es ist erwiesen, daß man bei der dritten Operation zum mindesten einäugig wird.

Madame la Chambaudier hielt in ihrer rechten Hand drei Louisdor; sie hielt diese Hand offen mit dem funkelnden Golde dem Hausmeister hin, während sie zu ihm sagte:

»Es ist so eben eine Dame zu Herrn Raymond Baumel hinaufgegangen; ich brauche den Namen und die Adresse dieser Dame, wissen Sie Beides?«

Der Hausmeister sah das Gold an und ward vor Freude grün.

Er kannte diejenige, um die man fragte, ganz genau, und war außerdem zu wiederholten Malen im Auftrage Raymond Baumel's bei den Perrauts gewesen.

»Madame Perraut, Vorstadt Poissonnière Nr. 22,« stotterte er.

Die drei Goldstücke fielen in die Klauen des Schielenden.

Und Madame la Chambaudier hüpfte leicht in das Coupé, das sie vor dem Hause erwartete.

Sie war glücklich; wenn Raymond ein Wort über

ihren Besuch gegen Julian Rigaut erwähnte, so besaß sie jetzt das Mittel, sich auf der Stelle an Raymond zu rächen.

Viertes Capitel.

Die Liebe Camilla's.

Inzwischen war Juliette, begleitet von der guten Tante Ursula Morin, so eben in Camilla's Zimmer eingetreten.

Und unwillkürlich hatte Juliette beim Anblicke ihrer Freundin einen Ausruf schmerzlicher Ueberraschung nicht unterdrücken können.

Camilla hatte sich in weniger als vierzehn Tagen auf eine entsetzliche Weise verändert; ihre hübschen Züge waren abgemagert, ihre großen, ehedem so lebhaften Augen waren erloschen, eine matte Blässe bedeckte ihr Antlitz.

In dem Momente, wo Juliette eintrat, saß Camilla in einem Armstuhle am Fenster ihres Zimmers und hatte den Blick gedankenvoll auf die Straße gerichtet.

Beim Geräusche, das hinter ihr entstand, wendete sie den Kopf um, und als sie Juliette erblickte, färbte eine leichte Röthe der Freude ihre Wange.

Juliette warf sich vor ihrer Freundin auf die Knie und rief:

»Du bist krank und ließest es mir nicht sagen! O das ist böse, recht böse von Dir! Aber was fehlt Dir denn? Laß doch hören! Wo thut's Dir denn weh?«

Camilla legte die Hand auf's Herz.

»Im Herzen?« fragte Juliette. »Und so schnell hat's

Dich ergriffen? Im Pensionate hast Du Dich ja nie über etwas Aehnliches beklagt?«

»Ich bin erst seit acht Tagen krank,« erwiederte Camilla, indem sie einen Seufzer unterdrückte.

»Acht Tage! Und in acht Tagen bist Du so blaß und so traurig geworden? Aber was ist denn das für eine abscheuliche Krankheit? Hast Du wenigstens einen tüchtigen Arzt?«

Camilla lächelte traurig.

»Ich fürchte sehr, daß die Aerzte von dem, was mir fehlt, nichts verstehen,« sagte sie.

»Aber deine Mutter muß ja trostlos seyn?«

»Meine Mutter — —«

Als Camilla diese Worte aussprach, erbebte sie.

Sie blickte rings um sich.

Madame Morin war verschwunden.

Die junge Kranke war mit ihrer Freundin in ihrem Zimmer allein.

»Setze Dich,« sagte Camilla sanft zu der Letzteren; »Du sollst nicht so vor mir knien.«

»Ich will Dir gern gehorchen,« meinte Juliette, »aber unter einer Bedingung, daß Du mir nemlich die Ursache deines Kummers erzählst. Denn siehst Du, — Du bist vor Kummer krank, — ich bin überzeugt davon.«

Und als Camilla den Kopf schüttelte, fuhr Juliette mit Lebhaftigkeit fort:

»Nein, nein, ich täusche mich nicht! Du wirst reden, Du mußt reden! Lieber will ich den ganzen Tag Dir zu Füßen liegen und Dich anflehen, wie ein armseliges Bettelweib. Ei, Camilla, liebst Du mich denn nicht mehr, daß Du bereits Furcht hast, Dich mir anzuvertrauen? — Ich

bin glücklich, Du weißt es, denn sobald es mir nur immer möglich war, bin ich gekommen, um Dir mein Glück mitzutheilen. Denn mich dünkte, es müsse sich verdoppeln, wenn ich's auf diese Art mit Dir theile. Aber hätte sich auch das Gegentheil ereignet, wären die größten Leiden über mich hereingebrochen, so würde ich eben so schnell herbeigeeilt seyn, um vor Dir mein Herz auszuschütten. Wirst Du nicht auch thun, was ich gethan hätte?«

Camilla lud mit einer Handbewegung Juliette ein, sich an ihre Seite zu setzen.

Juliette setzte sich.

Camilla blickte von neuem rings um sich, wie um sich Gewißheit zu verschaffen, daß niemand sie hören konnte.

Die Zimmerthür des jungen Mädchens war fest zugemacht.

Ueberall herrschte Schweigen.

»Juliette,« sagte Camilla, indem sie die Hände ihrer Freundin in die ihrigen nahm, »Du bist in der That sehr glücklich, Du! ich weiß es. Du liebst und kannst denjenigen heirathen, den Du liebst.«

»Ei nun ja! — allein wenn Du gleichfalls liebst,« entgegnete Juliette voll Unschuld, »so wird Dich wahrscheinlich so wenig als mich etwas abhalten, denjenigen zu heirathen, den Du liebst.«

»Ich liebe und werde niemals die Gattin desjenigen werden, den ich liebe!« sprach Camilla mit dumpfer Stimme.

»Wie so? und warum denn?« rief Juliette aus.

»Weil etwas Verhängnißvolles auf mir lastet, Etwas, was derjenige, von dem ich rede, jedenfalls in Erfahrung

gebracht hat, — ich bin dessen gewiß, — Etwas, was ich für meine Person selbst noch nicht kenne, was aber — ich ahne es — die Qual meines Lebens ausmachen muß.«

»Ich verstehe Dich nicht!«

»Höre mich wohl an:

»Du erinnerst Dich, daß in Choisy einer unserer wichtigsten Gesprächsgegenstände die Seltsamkeit im Benehmen meiner Mutter rücksichtlich meiner war.

»Sie kam niemals ins Pensionat, um mich zu besuchen.

»Und wenn ich endlich, was sich höchstens ein- oder zweimal im Monate ereignete, in Paris mit ihr zusammen kam, so geschah es immer hier in diesem Hause bei meiner Tante Ursula Morin.

»Ich hatte vielleicht Unrecht, soviel über die Art und Weise des Benehmens meiner Mutter nachzudenken.

»Sie liebte mich so sehr; die seltenen Augenblicke, die sie bei mir zubrachte, machte sie mir so süß.

»Allein jener Gedanke war stärker als ich. Ich konnte das Benehmen meiner Mutter nicht begreifen, die niemals mit ihrem Kinde ausging und dasselbe niemals in ihrer Wohnung empfing.

»Als ich das Haus der Madame Bernard verließ, bei welcher Gelegenheit zu meinem größten Erstaunen, wie Du Dich wohl noch erinnern wirst, meine Mutter selbst abholte, als ich, sage ich, das Pensionat verließ, um hierher zu ziehen und hier zu wohnen, verwandelte sich mein Erstaunen beinahe in Unruhe.

»Jedenfalls mußte meine Mutter einen mächtigen Beweggrund haben, daß sie sich gezwungen glaubte, stets von mir getrennt leben zu müssen.

»Was war dieser Beweggrund?

»Als ich noch im Pensionate war, hatte meine Mutter oft zu mir gesagt, daß sie in einer der ersten Weißwaaren-niederlagen von Paris angestellt sey, bei einer Madame Balagny, in deren Hause sie auch ihre Wohnung habe.

»Und stets hatte sie auf diese Weise die Schwierigkeiten, die für sie darin bestanden, mich öfter zu sehen und besonders mich in ihre Wohnung kommen zu lassen, auf die Anforderungen ihrer Stellung in jenem Hause geschoben.

»Vor einem Monate — zwei Tage, glaube ich, nach meinem Austritte aus dem Pensionate und nach meiner positiven Einquartirung hier, verdoppelte ein seltsamer Umstand die Unruhe, die mich quälte, seit ich mich gewissermaßen verurtheilt sah, ewig ferne von meiner Mutter zu leben, ohne die Ursache davon zu wissen.

»Vincenz, der Ladenbursche meines Onkels, hatte mir Musikalien heraufgetragen, die man von Seiten meiner Mutter gebracht hatte.

»Er wollte sich eben entfernen.

»Dabei sprach er zufällig folgende Worte:

»Leben Sie wohl, mein Fräulein, ich muß machen, daß ich fort komme. Ich muß noch in drei oder vier Weiß-waarenniederlagen in ganz Paris laufen.

»Ich zuckte zusammen, ein Gedanke stieg plötzlich in mir auf.

»Vincenz ist ein wackerer Bursche; er kennt mich seit meiner Kindheit; ich rede mich sehr leicht mit ihm.

»Sie gehen zu den Weißwaarenhändlerinnen?« sagte ich mit dem natürlichsten Tone von der Welt, »ohne Zweifel auch zu Madame Belagny?«

»Madame Belagny? wiederholte er; »wer ist denn das?«

»Ei nun, eine große Weißwaarenhändlerin.«

»Eine große Weißwaarenhändlerin? Madame Belagny? Na schön! mir ist's recht!« staunte Vincenz. »Ich kenne sie doch alle, aber diesen Namen höre ich zum allerersten Male! Jedenfalls werden Sie diese große Weißwaarenhändlerin in Ihrem Pensionate erfunden haben.«

»Ich wollte ihm zur Antwort geben, daß meine Mutter bei dieser Frau angestellt sey.

»Aber ich hielt mich zurück; ich fürchtete eine Indiscretion zu begehen, die ich vielleicht später meiner Mutter wegen oder um meinetwillen zu bereuen gehabt hätte.

»Vincenz entfernte sich lächelnd.

»Ich blieb allein.

»Mehr als jemals war ich überzeugt, daß im Leben meiner Mutter irgend ein Geheimniß obwalten müsse.

»Ein Geheimniß, dessen Aufklärung man mir verbarg, ohne Zweifel verbergen mußte.«

Camilla hielt inne.

»Aber in Allem dem, was Du mir bis jetzt erzählt hast,« schaltete Juliette ein, »sehe ich, wie ich aufrichtig gestehen muß, mit Ausnahme deiner Neugierde, die natürlich erregt wurde, noch immer keinen Grund, um in Verzweiflung zu gerathen und wohl gar krank zu werden, wie Du es thust.«

»Warte noch ein wenig,« erwiederte Camilla. »Noch weißt Du nichts.«

»Seitdem Du in Paris bist, kommt deine Mutter ja alle Tage hierher, um Dich zu küssen, sie speist sogar oft

hier mit Dir, wenigstens hast Du mir es so erzählt, als ich vor drei Wochen zum letzten Male auf Besuch hier war.«

»Meine Mutter kommt alle Tage, um mich zu küssen,« entgegnete Camilla, »und oft bringt sie einen Theil des Tages bei mir zu.

»Aber laß mich weiter erzählen.

»Eine Woche war ungefähr verflossen, seit ich in Paris lebte; das Wetter war immer schlecht gewesen, und die Stunden, die ich nicht der Musik widmete, verwendete ich zum Sticken, wobei ich, so wie Du es jetzt siehst, an diesem Fenster in diesem Fauteuil saß.

»Eines Morgens — schmäle mich nicht aus, Juliette, denn Du hast ja auch Herrn Julian Rigaut lieb gewonnen, während Du ihn nur von weitem, von Zeit zu Zeit, auf eine Minute im Garten des Pensionates sahst! — eines Morgens arbeitete ich nach meiner Gewohnheit auf diesem Platze, zufällig wendete ich die Augen nach der Straße und erblickte gegenüber von dem Hause einen jungen Mann, der auf dem Trottoir stehen geblieben war und mich ansah. — Aber o! wie sah er mich an!

»Gerade so, wie Herr Julian Rigaut Dich ansah, wenn Ihr Euch begegnetet.«

Juliette erröthete.

Camilla fuhr mit einem leichten Lächeln fort:

»Du begreifst wohl, daß ich sogleich den Kopf abwendete, als ich mich so von diesem jungen Manne betrachtet sah.

»Und dennoch — ich darf Dich nicht anlügen — hatte mir sein Gesicht gleich auf der Stelle gefallen. Er hatte ein so sanftes, so gutes, so feines Aussehen.

»Und dann —«

Camilla erröthete jetzt ihrerseits.

»Und dann war er so schön!«

Diesmal lächelte Juliette.

»Nun — und?« sagte sie.

»Nun, und Nachmittags,« fuhr Camilla fort, »um vier Uhr, als ich wieder an diesem Fenster stickte, sah ich meinen schönen jungen Mann abermals.

»Dann Tags darauf ging es eben so wie am vorigen Tage.

»Und am nächsten Tage wieder — und so zehn Tage nach einander fort.

»Am Morgen kam er durch die Straße herauf — Nachmittags ging er durch dieselbe hinunter.«

»Und am dritten Tage — oder nehmen wir den vierten an — wendetest Du den Kopf nicht mehr ab, wenn Du ihn erblicktest?« fiel ihr Juliette ins Wort.

»Er warf mir einen Blick zu — er grüßte herauf — Beides höchst anständig. Ich konnte doch nichts anders thun, als darauf wieder zu grüßen,« erwiederte Camilla naiv.

»Das ist ganz richtig,« meinte Juliette eben so naiv, »nun, und dann?«

»Dann,« wiederholte Camilla, »dann —«

Und ihr Ton ward bewegt, ihre Augen wurden trübe.

»Es war am zehnten Tage dieser Liebe, die doch ganz rein, ganz unschuldig war, nicht wahr, Juliette?

»Denn ich liebte ihn! O Du siehst wohl, daß ich diesen jungen Mann liebte!

»Und ich liebe ihn noch.

»Allein er — er liebt mich leider nicht mehr.

»Ich hatte ihn wie gewöhnlich Vormittags am Hause vorübergehen gesehen, wobei er seinen sanften Blick auf mich richtete.

»Gegen drei Uhr Nachmittags kam meine Mutter auf Besuch zu mir.

»Sie blieb beiläufig eine Stunde bei mir.

»Dann als sie sich entfernte, stellte ich mich ans Fenster, um sie fortgehen zu sehen.

»Und ein Bischen auch, weil's die Zeit war, wo e r vorüber kommen sollte.

»Ein Wagen wartete auf meine Mutter vor dem Laden.

»Sie stieg in diesen Wagen ein, nachdem sie mir eine Kußhand zugeworfen hatte.

»Im nemlichen Augenblicke gewahrte ich auch ihn.

»Allein an diesem Tage war er nicht zu Fuße; er saß in einem Coupé, das ungefähr auf demselben Platze stand, wo er jeden Tag eine Minute stehen blieb, um mich zu grüßen.

»Er schien mit Theilnahme die kleine Abschiedsscene beobachtet zu haben, die zwischen mir und meiner Mutter vorgefallen war.

»Der Wagen meiner Mutter fuhr weg.

»Er machte mir ein Zeichen mit dem Kopfe.

»Und sein Coupé folgte sogleich dem Wagen, der meine Mutter fortführte.

»Am nächsten Tage —«

Camilla verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Ein schmerzliches Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

»Nun also! Am nächsten Tage?« fragte Juliette.

»Am nächsten Tage — am Morgen — sowie am Abende — ging er unter meinem Fenster nicht mehr vorüber. Und seit acht Tagen — seit einer ganzen Woche, — hörst Du's wohl, Juliette? — habe ich ihn nicht wieder gesehen — nie — niemals!«

Juliette neigte sich über ihre Freundin und schloß sie in die Arme.

»Und das ist der Beweggrund deines Schmerzes, deiner Niedergeschlagenheit?« sagte sie. »Wie? weil der junge Mann aufgehört hat in dieser Straße auf und abzugehen, bist Du so krank, so traurig, so trostlos?

»Aber wenn er Dich liebt — und er muß Dich lieben, wenn man bedenkt, daß man sich in den Blicken derjenigen nicht täuschen kann, die einen von ganzem Herzen lieben — und außerdem bist Du so schön, meine Camilla, so reizend! — wenn er Dich also liebt, sage ich, — so hatte er ohne Zweifel ohne seinen Willen auf das Glück verzichten müssen, das er bis jetzt alle Tage genoß.

»Aber wer hat Dir denn gesagt, daß dem armen jungen Manne nicht irgend ein Unfall zugestoßen ist, daß er nicht etwa genöthigt war, eine Reise zu unternehmen, oder daß er vielleicht gar krank ist!

»In der That, Camilla, Du bist eine kleine Närrin.

»Du zweifelst doch nicht an meiner Freundschaft, nicht wahr? Nun denn! Ich schwöre Dir, ich sehe in dem, was Du mir da mitgetheilt hast, auch nicht den mindesten Grund zur Unruhe für Dich.

»Diese acht Tage, in welchen Du ihn nicht gesehen hast, haben nichts in sich, was mir zu einem Zweifel an ihm Veranlassung gäbe.

»Acht Tage gehen so rasch vorüber.

»Bedenke doch, daß er obendrein, wenn er krank oder verreist seyn sollte, kein Mittel besitzt, um Dich davon in Kenntniß zu setzen.

»Vor Allem aber sehe ich in dieser Erzählung auch nicht den mindesten Grund, daß sich zu deinem Kummer irgend ein Argwohn gegen Dich gesellen sollte.

»Inwiefern kann denn das Benehmen von Madame Roger und das des jungen Mannes in irgend einer gegenseitigen Beziehung stehen?

»Du schüttelst den Kopf?

»Nun so laß hören, — erkläre Dich. — Ich verstehe Dich nicht. Was muthmaßest Du denn?«

Camilla lächelte bitter.

»Man sieht wohl, daß Du noch nichts gelitten hast, Juliette,« sagte sie. »Die Thränen sind strenge Lehrmeisterinnen, meine Theure!«

»Aber was soll denn das Alles heißen?«

»Was es heißen soll? Wie? Erinnerst Du Dich denn nicht an das, was ich Dir gesagt habe? Er ist meiner Mutter nachgefahren an dem Tage vor demjenigen, wo er nicht mehr zum Vorscheine kam.

»O ich wiederhole es Dir, Juliette, die Thränen sind strenge Lehrmeisterinnen.

»Ach, ich habe seit acht Tagen viel geweint und viel nachgegrübelt!

»In allem diesen liegt ein Geheimniß, das mir entgangen.

»Ein Geheimniß, welches ich vielleicht niemals werde ergründen können.

»Allein warum liebte er mich, bevor er meine Mutter gesehen hatte?

»Denn er wußte es, daß diejenige meine Mutter war, die er sah, — glaube mir.

»Und warum hat er mich verlassen, seitdem —«

Camilla hielt plötzlich inne, — mit weit aufgerissenen Augen, — bleich wie eine Todte, — zitternd wie ein vom Wind bewegtes Blatt.

Während sie mit ihrer Freundin sprach, hatte das junge Mädchen ihren Blick nach der Straße gewendet.

Er war da, — an seinem gewöhnlichen Platze, — auch er war sehr blaß, — aber er betrachtete sie wie zuvor, — mit einem unsäglichen Ausdrucke von Zärtlichkeit.

Beim Anblicke Camilla's, die wie versteinert schien, stürzte Juliette erschreckt auf dieselbe zu mit dem Rufe:

»Mein Gott! was hast Du denn? rede, Camilla! was fehlt Dir denn?«

»Dort! dort!« stammelte Camilla, indem sie ihrer Freundin mit dem Finger nach der Straße zeigte, und denjenigen bezeichnete, den sie liebte. »Er ist da!«

Juliette stieß einen Freudenschrei aus.

Im selben Augenblicke ertönte ein gewaltiges Geräusch hinter ihnen.

Bebend vor Schreck wendeten sie sich um.

Es war Rosine Petit, welche bei den letzten Worten ihrer Tochter hastig aus einem Toilettecabinete heraus gestürzt war, wo sie, seit zwei Stunden versteckt, die ganze Unterredung der beiden Freundinnen angehört hatte.

Beim Anblicke von Rosine Petit stand Juliette in höchster Ueberraschung hastig auf.

Camilla sank im Gegentheile zusammen.

»Meine Mutter!« murmelte sie, »sie war da!«

Und sie verlor die Besinnung.

Indessen warf Rosine Petit einen funkelnden Blick in die Straße.

Ihr Mutterinstinct täuschte sie nicht.

Sie erblickte auf der Stelle denjenigen, welchen sie sehen wollte.

Sie drückte einen Kuß auf die entfärbte Stirne ihres Kindes.

Dann ergriff sie Juliettens Hand und drückte sie an ihre Lippen.

»Seyen Sie gesegnet, mein Fräulein,« sagte sie, »Sie, mit deren Hilfe ich meine Tochter retten werde.

»Seyen Sie gesegnet!

»Leben Sie wohl! Ich werde Ihnen Hilfe für sie schicken.

»Leben Sie wohl! Wenn meine Camilla die Augen wieder aufschlagen wird, so sagen Sie ihr, Sie, mein guter Engel, daß *er* ihr Gatte werden wird.

»Daß er ihr Gatte werden muß, weil sie ihn liebt!

»Und dann, *weil sie ohne ihn sterben würde!*«

Fünftes Capitel.

Schmach.

Es war am selben Abende, an welchem Raymond Baumel jenen Besuch bekommen hatte; Madame la Chambaudier befand sich in ihrem Gemach.

Halb in einem Fauteuil hingestreckt durchflog sie mit den Augen ein Modejournal.

Einige Schritte weit von ihr studirte Juana am Piano eine neue Phantasie von Hertz ein.

Neben dem Piano stand Xavier de Presles, betrachtete Juana und schien mit der größten Aufmerksamkeit dem Stücke zu folgen, welches sie spielte.

Wenn man diese drei Menschen in der Ruhe dieser Situation sah, so hätte gewiß Niemand errathen können, daß unter diesen Blicken, diesem Lächeln, dieser dem Anscheine nach so wahren, so freundlichen, so vertrauensvollen Haltung nichts als schlimme Gedanken, Haß und Mißtrauen verborgen sey.

Bei ihrem ersten Versuche zurück geschlagen, hatte Madame la Chambaudier doch noch nicht ihren Plan aufgegeben, die Heirath Xaviers mit Juana zu nichte zu machen.

Xavier war übrigens von dieser feindseligen Stimmung der schönen Madame la Chambaudier vollkommen überzeugt.

Was Juana betrifft, so wußte sie, daß Xavier der Liebhaber ihrer Mutter gewesen war, das heißt sie wußte, was sie von diesem Manne zu denken hatte, der ihr Gatte werden sollte, so wie von dieser Mutter, die es gestattete.

Ein Bedienter trat ein.

»Herr Julian Rigaut,« meldete er.

Bei diesen Worten veränderten sich mit einem Male die Züge von Xavier de Presles, von Madame la Chambaudier und von Juana auf eine seltsame Weise.

»Wenn er um meinetwillen käme!« dachte Juana und ihre Finger glitten nicht mehr über die Tasten des Claviers hin.

»Wenn sie ihn in irgend einer bösen Absicht gegen mich hergerufen hätte!« dachte Xavier, indem er Madame la Chambaudier ansah.

»Wenn Raymond Baumel ihm Alles erzählt hätte!« dachte Madame la Chambaudier, indem sie das Journal fallen ließ.

Indessen stand der Bediente noch immer da, einen Befehl erwartend.

Madame la Chambaudier bemerkte es und faßte sich.

»Wir wollen ja sehen!« murmelte sie für sich. Und keck rief sie dann:

»Laß ihn herein kommen.«

Julian Rigaut trat ein.

Er war ein wenig blaß, aber ruhig.

Er grüßte.

Dann wendete er sich an Madame la Chambaudier.

»Ich wünschte ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, Madame,« sagte er.

Bei dem Tone des jungen Mannes bekam Madame la Chambaudier, obgleich er sich im Zaume hielt, eine unwillkürliche Furcht.

»Juana, Xavier,« nahm sie das Wort, indem sie sich mit einem gezwungenen Lächeln an die Letzteren wendete, »wollen Sie die Güte haben, mich einen Augenblick mit Herrn Julian allein zu lassen.«

»Um Vergebung, Madame,« schaltete Julian ein. »Im Gegentheile wünschte ich auch, daß Herr Xavier de Presles bleibe. Es ist mir sehr angenehm, daß ich ihn gerade in diesem Augenblicke bei Ihnen treffe.«

»Ah!«

Madame la Chambaudier sah ihre Tochter an, während sie noch immer zu lächeln versuchte.

Juana entfernte sich langsam.

»Oho!« dachte sich Xavier, »da steckt irgend ein dummer Streich dahinter, den meine sehr ehrenwerthe Schwiegermutter gemacht hat.«

Madame la Chambaudier hatte jetzt die Gewißheit, daß irgend eine unangenehme Scene für sie im Anzuge sey und daß sie eine neue Ungeschicklichkeit begangen habe, indem sie Julian in Xaviers Gegenwart Gehör gab.

Allein es war zu spät um diesen Fehler wieder gut zu machen.

Während den zwei oder drei Secunden, die nach Juana's Weggehen verflossen, gab sich Madame la Chambaudier alle Mühe jene Sicherheit wieder zu gewinnen, deren sie bedurfte.

Als die Thür des Salons sich hinter ihrer Tochter geschlossen hatte, sah die Frau des Banquiers freundlich und lächelnd aus.

Sie war entschlossen Alles, was ihr Julian in Xaviers Gegenwart über ihren Besuch bei Raymond Baumel sagen konnte, rundweg abzuläugnen.

Die Gelegenheit dazu ließ nicht auf sich warten.

Als Juana einmal verschwunden war, trat Julian mit gerunzelter Stirne auf Madame la Chambaudier zu, die sich nicht in ihrem Fauteuil gerührt hatte, und sprach in trockenem Tone zu ihr:

»Ich hoffe, Sie werden mir Dank wissen, daß ich Ihnen die Schande erspart habe, vor Ihrer Tochter erröthen zu müssen, nicht wahr?«

Madame la Chambaudier erröthete in der That bei dieser barschen Anrede, aber vor Zorn.

»Herr Julian!« rief sie, »was bedeuten diese Worte? Ich glaube, Sie vergessen, mit wem Sie reden!«

»Nein, Madame; — ich vergesse nichts. Und eben, weil ich nichts vergesse und weil ich gesonnen bin, Ihnen den Beweis davon zu liefern, der mir eben zu Gebote steht, wiederhole ich Ihnen, müssen Sie mir Dank wissen, daß ich Ihre Tochter entfernt habe.«

Madame la Chambaudier erbebte; sie warf verstohlen einen Blick auf Xavier, wie um Hilfe und Schutz von ihm zu verlangen.

Xavier, der noch immer neben dem Piano stand, verhielt sich theilnahmlos.

»Mit einem Worte, — was wollen Sie von mir, mein Herr?« schrie sie, indem sie Julian ins Gesicht sah.

»Was ich von Ihnen will, Madame? Ich will nichts von Ihnen, Gott sey Dank! — An mir ist's, Sie zu fragen, was Sie von mir wollen, — und warum Sie sich erlauben, in ein ehrenwerthes Haus zu kommen, wo ich

freundlich aufgenommen bin, um mich bei einem Manne von Ehre, der mich liebt, nach Ihrer Laune zu verschwärzen, zu beschimpfen und zu beflecken.«

Madame la Chambaudier zuckte die Achseln.

»In der That, Sie sind toll, mein lieber Freund,« murmelte sie. »Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem ehrenwerthen Hause und mit Ihrem Manne von Ehre meinen.«

Julian stürzte auf Madame la Chambaudier zu.

»Sind Sie nicht diesen Morgen zu Herrn Raymond Baumel gegangen?« sagte er.

»Ich kenne keinen Herrn Raymond Baumel,« antwortete Madame la Chambaudier kalt.

»Sie haben ihm nicht gesagt, daß Sie, wenn er einwilligte gegen mich über Ihre Mittheilungen zu schweigen, ihm in Betreff meiner Person, gewisse Absonderlichkeiten erzählen wollten, die ihn zwingen würden, mir die Hand seiner Tochter zu verweigern?«

»Da ich Herrn Raymond Baumel gar nicht kenne, so kann ich folgerichtig ihm nicht ein einziges Wort von Allem dem gesagt haben, was Sie faseln, mein Herr. — Noch einmal, Sie sind nicht bei Troste, — oder vielmehr, man hat Sie angelogen.«

Julian erbebte vor Wuth.

Die Kaltblütigkeit von Madame la Chambaudier überstieg jeden Begriff.

»Sie, Madame, — Sie lügen in diesem Augenblicke!« rief er aus.

Madame la Chambaudier richtete sich kerzengerade empor — und sie war trotz Allem schön in ihrem Zorne.

Seinerseits trat Xavier de Presles auf Julian zu und faßte ihn am Arme.

»Julian,« sagte er zu ihm, »Sie vergessen, daß Sie mit einer Frau reden.«

Julian sah zuerst Xavier an, der eher zu bitten, als zu drohen schien, dann aber Madame la Chambaudier, die unbeweglich drohend vor ihm stand.

»Sie haben Recht,« antwortete er Herrn de Presles, »ich insultire diese Frau, und diese Frau ist nicht einmal eine Insulte werth.«

Bei dieser neuen Beschimpfung wendete sich Madame la Chambaudier gegen Xavier.

»O!« sagte sie bitter, »Sie sind ein Feigling, mein Herr, daß Sie mich nicht schon für so viele Beschimpfungen gerächt haben!«

Xavier verneigte sich spöttisch.

»Erlauben Sie, Madame,« entgegnete er, — »zuvörderst bin ich kein Feigling, — ich habe es bei einigen Gelegenheiten bewiesen. — Aber ich bin vorsichtig, überlegt. Und wenn es sich darum handelt, Sie zu rächen, so muß ich vor Allem wissen, ob für mich auch ein Grund vorhanden ist, es zu thun. Da ich nun aber voraussetze, daß Herr Julian Rigaut, wenn er Sie so behandelt, wie er es in diesem Augenblicke in meiner Gegenwart thut, irgend einen Beweggrund hat, sich so zu benehmen, — so werde ich, wenn Sie's erlauben, so lange warten, bis er sich vollständig erklärt hat, bevor ich mich meinerseits zu dem entschließe, was ich zu thun für passend erachten werde.«

Madame la Chambaudier kehrte Xavier mit Verachtung den Rücken zu und fiel dann in ihren Fauteuil zurück.

Julian hatte mit sonderbarer Miene Xavier de Presles angehört.

Trotz seines Grolles gegen Madame la Chambaudier staunte Julian darüber, daß der Mann, welcher bald der Schwiegersohn dieser Frau werden sollte, — nachdem er ihr Liebhaber gewesen war, — den Muth hatte, über eine seiner Mutter, seiner Geliebten widerfahrene Beschimpfung eine Erklärung zu verlangen, bevor er diese Beschimpfung gerächt hatte.

Diese Scene, in welche Julian in der Ueberreizung des Zornes hinein gerathen war, ekelte ihn jetzt an.

Er faßte den Entschluß dieselbe auf's baldigste zu beendigen.

»So sey es denn, mein Herr, wie Sie es wünschen,« sagte er zu Xavier de Presles. »In ein paar Worten sollen Sie erfahren, was meinen Besuch bei der gnädigen Frau veranlaßt hat. Sodann werde ich Ihnen zu Befehl stehen. Der Umstand, daß ich Ihre Anwesenheit bei dieser Unterredung gewünscht habe, muß Ihnen den Beweis liefern, daß ich gegenüber von Ihnen die Resultate derselben auf mich nehme.«

Xavier verneigte sich abermals, und zwar diesmal auf eine Weise, welche bedeutete:

»Ich bin fest überzeugt, daß wir uns nicht schlagen werden.«

»Ich werde Ihnen Alles sagen,« nahm Julian auf's neue das Wort, »nicht etwa aus Furcht, das wiederhole ich Ihnen, sondern, weil es nothwendig ist, daß Sie die Wahrheit kennen lernen.«

»Sprechen Sie also,« erwiederte Xavier.

»Ja, ja, sprechen Sie rasch, mein Herr,« rief Madame la Chambaudier verächtlich aus, ohne den Kopf um-

zuwenden, »damit diese eben so lächerliche, als gemeine Komödie endlich ein Ende nimmt.«

»Nun wohlan, mein Herr,« fuhr Julian langsam fort, da ihn seine Rolle in diesem Augenblicke beinahe traurig stimmte, — »weil ich es der gnädigen Frau abgeschlagen habe, die Hand ihrer Tochter anzunehmen, die sie mir antrug —«

»Ah, ah!« — fiel ihm Xavier spöttisch lachend ins Wort; — »die gnädige Frau trug Ihnen Juana's Hand an?«

»Ja,« antwortete Julian.

»Die gnädige Frau,« fuhr er dann fort, »hat sich wahrscheinlich in der Absicht, mich für meine Weigerung büßen zu lassen, bei dem Vater eines Mädchens, das ich liebe, das ich heirathen werde, — bei Herrn Raymond Baumel eingefunden, — und ihre Absicht, mir zu schaden, ist nur durch den Umstand vereitelt worden, daß Herr Raymond Baumel, welcher die gnädige Frau schon von lange her kennt, ihr für ihre Dienste gedankt hat, die er, ohne sie zu kennen, für zu eigennützig hielt.«

Xavier de Presles schüttelte den Kopf.

»Ei, ei, das ist eine ärgerliche Niederlage für eine Dame von so viel Geist, wie Sie, theure Schwiegermutter,« sagte er, indem er sich über den Fauteuil neigte, in welchem Madame la Chambaudier saß. »Wie? Sie unterhalten sich nicht nur mit einem kindischen Versuche, eine Heirath rückgängig zu machen, die bereits so weit vorgeschritten ist, wie die Ihres gehorsamen Dieners und Ihrer reizenden Tochter, — sondern Sie verlangen von einem Manne, der in eine Andere verliebt ist, wie es allem Anscheine nach bei Herrn Julian der Fall, — daß er mein

Nebenbuhler werden soll? Und dann gehen Sie zu dem Vater des Mädchens, welches Herr Julian liebt, — welcher Vater gleichfalls ein Ehrenmann und obendrein ein Mann von Gesinnung zu seyn scheint, wie es abermals den Anschein hat, und verlangen in Ihrem Aerger über die Art und Weise, mit welcher Sie von Herrn Julian empfangen worden sind, daß der Vater freundlich einige kleine, recht rachsüchtige Plattheiten in Ihrer beliebten Manier anhören soll. Ei, ei, meine theure Schwiegermutter, — all dieses ist nicht eben sehr geistvoll, und —«

Madame la Chambaudier unterbrach Xavier de Presles mit einem Blicke, der so voll Verachtung war, daß er unwillkürlich vor demselben zurückbebte.

»Ich habe so gehandelt, wie Sie's gesagt haben, mein Herr,« sagte sie, indem sie die Augen gegen Julian wendete. »Ich gebe es jetzt aufrichtig zu, — sind Sie nun zufrieden gestellt? — Aber ich habe eine Niederlage erlitten, — was wollen Sie weiter? — Sie werden Ihre Juliette heirathen. Was brauchen Sie sonst noch? Haben Sie vielleicht die Absicht, Herrn Xavier de Presles zu überzeugen, daß ich Alles thue, was nur immer in meiner Macht steht, um zu verhindern, daß er mein Schwiegersohn wird? Herr Xavier braucht Sie zu diesem Behufe gar nicht, ich versichere Sie. Er weiß recht gut, daß er, um meine Tochter zu heirathen, über meine Leiche wegschreiten müßte. Macht es Ihnen vielleicht ein Vergnügen, einer Frau ins Gesicht zu spucken, die weder die Kraft hat, sich zu vertheidigen, noch Jemand zu Hilfe zu rufen, der sich zwischen das schwache Weib und Sie stellte? Ich will glauben, daß Sie zu muthvoll sind, und zu viel Herz haben, — Sie nemlich, — um noch länger fortzufahren, sich eine so

erbärmliche Genugthuung zu verschaffen. Ich erkenne mich für besiegt, Ihnen gegenüber, Herr Julian, und aufrichtig gestanden, ich wünsche Ihnen zu Ihrem Siege Glück. Werden Sie in Ihrem Glücke nicht auch großmüthig seyn?«

Julian antwortete nichts.

So viel Demüthigung entwaffnete ihn.

Das Beil, welches die gewaltige Eiche fällt, gleitet am Schilfe ab, welches der mindeste Windhauch biegt.

Er nahm schweigend seinen Hut und schritt auf die Thür des Salons zu.

Er wollte eben hinaus gehen.

»Reden Sie doch, Herr Julian,« rief ihm Xavier de Presles nach, der mit Grund in der plötzlichen Sanftmuth von Madame la Chambaudier nichts als den Wunsch sah, einen unnützen Eclat selbst um den Preis ihrer Schande zu erkaufen, »reden Sie nur, Herr Julian; — ich danke Ihnen nicht weniger für Ihren Schritt, wenn sich auch andere Leute nicht eben besonders entzückt darüber zeigen. Ihre Andeutungen werden mir von Nutzen seyn, und ich werde mich mehr als je auf der Hut halten, — verstehen Sie mich?«

Julian antwortete nicht.

Er verschwand.

Zwischen Madame la Chambaudier und Xavier de Presles traten nun einige Minuten des Schweigens ein.

Sie blieb in ihrem Fauteuil sitzen, das Haupt in die Hände versenkt.

Er ging mit großen Schritten im Salon auf und ab.

Endlich wollte auch Xavier durch einen Act der Originalität dieser Scene ein Ende machen, er nahm demzufolge gleichfalls seinen Hut, trat sachte auf Madame la

Chambaudier zu, und sagte mit dem anmuthigsten Tone von der Welt, als ob eben gar nichts Außerordentliches zwischen ihnen vorgefallen wäre:

»Auf Wiedersehen, theure Schwiegermama, für morgen —«

Allein bald wäre er vor Ueberraschung nach rückwärts umgefallen.

Madame la Chambaudier wendete sich gleichfalls um.

Und ruhig, lächelnd, in frischer, rosenfarbner Laune, — wenigstens dem Anscheine nach, — reichte sich ihm die Hand und sprach:

»Auf Wiedersehen, mein Freund!«

Xavier de Presles machte sich aus dem Staube; — er war weit unruhiger über diese Sanftmuth seiner tödtlichsten Feindin, als er es in seinen eigenen Augen scheinen wollte.

»Was wird sie jetzt unternehmen?« brummte er, während er mit der Cigarre im Munde durch die Straßen hinschlenderte. »Woran denkt sie?«

Woran dachte Madame la Chambaudier?

Ganz einfach daran, Xavier de Presles tödten zu lassen.

Streng genommen war dies das beste Mittel, um sich diesen Herrn von Halse zu schaffen.

Was Raymond Baumel anbelangt, die erste Veranlassung all der Schmach, die sie so eben erduldet hatte, so hatte sie um drei Louisdor das Mittel erkauft, sich an ihm zu rächen.

Sie wußte bereits, wie sie dieses Mittel zur Ausführung bringen konnte.

Was ihren Haß gegen Xavier betraf, der bereits zu einer wilden Wuth geworden war, so mußte ihr die Zeit Rath bringen.

Sechstes Capitel.

Glück.

Rosine Petit befand sich in ihrer Wohnung. Angelehnt an den Marmor des Camins in ihrem Salon folgte sie voll Aengstlichkeit mit den Augen den Zeigern der Uhr, welche auf dem Zifferblatte vorwärts schritten, der große in kurzen Stößen auf die Ziffer **XII.**, — der kleine so langsam, daß er unbeweglich schien, auf die Ziffer **IV**.

Einige Minuten noch und es schlug vier Uhr.

Die Thür des Salons öffnete sich.

Rosine wendete sich hastig um.

Es war ihr Kammermädchen, welches eintrat und folgende Worte sprach:

»Herr Emil Valtin.«

Rosine ward abwechselnd kreideweiß und purpurroth.

»Laß ihn herein,« murmelte sie.

Es schlug eben vier Uhr.

Emil Valtin trat ein.

Auch er schien bewegt. Er verneigte sich vor der Frau vom Hause, nachdem er zwei oder drei Schritte auf sie zu gemacht hatte.

Sie trat ihrerseits mit gesenktem Blicke und keuchender Brust dem jungen Manne entgegen.

»Habe ich die Ehre mit Madame Rosine Petit zu sprechen?« fragte Emil.

»Ja, mein Herr,« antwortete sie mit leiser Stimme.

»Sie haben eine Unterredung mit mir gewünscht, Madame,« fuhr er fort; »ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, bin aber geneigt, Sie anzuhören.«

Rosine deutete mit einer Geberde dem jungen Manne auf einen Stuhl.

Er setzte sich.

Sie nahm neben ihm Platz.

Die Thür des Salons hatte sich wieder geschlossen, das Kammermädchen sich entfernt.

Emil Valtin warf verstohlen einen Blick auf Rosine Petit.

Eben so machte es Rosine Petit mit Emil Valtin.

Noch schwieg sie einige Augenblicke, um sich mit Muth zu waffnen.

Endlich sprach sie zu Emil ernst, indem sie ihm ins Gesicht sah:

»Sie kennen mich nicht, mein Herr?«

»Je nun — nein, Madame,« entgegnete Emil, der nicht zu lügen verstand.

»War Ihnen selbst mein Name fremd, bevor sie meinen Brief empfangen hatten?«

Emil schwieg; zwei Lügen, unmittelbar nach einander, waren für sein ehrliches Gemüth zu viel.

»Nun wohlan! ich, — ich sage Ihnen, daß Sie mich täuschen, mein Herr!« fuhr Rosine kühn fort. »Sie kennen mich! — Sie wissen meinen Namen! — Sie wissen sogar noch mehr. Sie wissen, daß ich die Mutter eines

jungen Mädchens bin, welches in der Straße Saint-Denis Nr. 175 wohnt.«

Emil wollte entgegnen.

Rosine ließ ihm nicht die Zeit dazu.

»Hören Sie mich an, mein Herr,« fuhr sie fort, »die Augenblicke sind kostbar. Mein Kind ist in Lebensgefahr, wenn ich kein Mittel finde, es zu retten. Dieses Mittel liegt in Ihrer Hand; wollen Sie mir helfen? Ich bin bereit, mit Ihnen aufrichtig zu reden, mein Herr, — und um so mehr, da es mir nicht unbekannt ist, daß ich vergebens Ihnen etwas zu verheimlichen suchen würde. — Noch einmal, — läugnen Sie's nicht, Sie wissen, wer ich bin. Um zu unserem Zwecke zu gelangen, haben wir alle Beide dasselbe Mittel angewendet. *Sie* sind mir bis zu meinem Hause gefolgt, oder haben mir Jemand nachgeschickt, um meinen Namen — und meinen Stand zu erfahren, so wie ich Ihnen bis zu Ihrem Hause nachgegangen bin, um Ihren Stand, Ihren Namen kennen zu lernen. Da wir also über *den* Punkt im Reinen sind, daß wir Eins so gut wie das Andere wissen, mit wem wir es zu thun haben, so beginnt Madame Rosine Petit damit, daß sie an Sie, Herr Emil Valtin, die Frage stellt: *Sind Sie ein Mann von Ehre?*«

Emil hob das Haupt stolz empor.

»Madame,« sagte er, »ich habe noch nie einer Menschenseele ein Recht gegeben, an meiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln.«

»Ei, mein Herr!« rief Rosine mit einer Geberde und einem Ausdrucke, worin etwas Erhabenes lag, — »eine Mutter, deren Kind im Sterben liegt, hat das Recht an Allem zu zweifeln, selbst an Gott, und insbesondere, wenn

diese Mutter demjenigen gegenüber steht, der ihrem Kinde, wenn schon nicht das Glück, doch wenigstens die Ruhe wieder geben kann.«

Emil ließ sich einen schweren Seufzer voll Traurigkeit entschlüpfen.

»Erklären Sie sich, Madame,« sagte er, »ich bin ganz Ohr.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« erwiderte Rosine.

Sie trocknete eine Thräne ab, die am Saume ihrer Wimper perlte, und begann folgendermaßen:

»Was ich Ihnen zu sagen habe, ist für mich jedenfalls, für Sie vielleicht peinlich. Anstatt mich weiter reden zu lassen, können Sie — noch ist's Zeit, wenn's Ihnen lieber wäre, — diese Unterredung kurz abbrechen, indem Sie blos folgende Worte zu mir sprechen: »»Ich schwöre Ihnen, daß ich Ihre Tochter nie mehr zu sehen versuchen will.«« — Dann würde ich allein auf der Welt bleiben und Alles aufbieten, um Camilla zu retten; allein sollte sie auch in meinen Armen sterben, — so werde ich Ihnen doch keinen Vorwurf zu machen haben. Sie werden nur so gehandelt haben, wie es Ihnen die Pflicht dictirte.«

Während Rosine auf diese Weise sprach, verlor sie nicht die mindeste Veränderung aus den Augen, welche im Gesichte desjenigen vorging, mit dem sie sprach.

Und das Herz der armen Frau schlug, als ob es zerspringen wollte.

Emil konnte in der That mit einem einzigen Worte jede weitere Erklärung vereiteln.

Und dieses Wort mußte sie selbst herausfordern, wenn es auf den Lippen des jungen Mannes schwebte.

Zu welchem Zwecke hätte sie auch, wenn Emil Camilla nicht hinlänglich liebte, von ihm verlangen sollen, daß er durch eine Aufmerksamkeit, die blos von Neugierde herrührte, in ihr länger eine Hoffnung fortdauern lasse, die er doch alsbald wieder zerstören mußte?

Allein Emil Valtin richtete auf Rosine Petit Blicke, die von Güte strahlten.

»Sie haben mir geschrieben, daß ich kommen möge,« sagte er, »und ich bin gekommen. Sie haben mit mir zu reden. Reden Sie also.«

Rosine athmete leichter. Man erlaubte ihr zu hoffen.

»Sie werden mich nicht unterbrechen, mein Herr? Ich bitte Sie darum,« sagte sie in flehendem Tone.

»Ich verspreche es Ihnen, Madame,« erwiderte Emil.

Rosine erröthete; sie schickte sich ja an, so viele Schande vor einem Fremden zu enthüllen.

Allein sie dachte an ihre Tochter.

Und so fand sie wieder Kraft.

Sie erzählte Emil ihr Leben, ihr ganzes Leben, so wie sie es einen Monat zuvor Raymond Baumel erzählt hatte.

Sie verbarg dem jungen Manne nichts, — gar nichts, — weder eine Thorheit, — noch einen Fehler, — noch ein Vergehen.

Emil hatte vorausgesehen, was diese Erzählung seyn konnte.

Er blieb also gefaßt, als er dieselbe anhörte, — obgleich er manchmal einen Schauder fühlte, bei dem Gedanken, daß diejenige, welche solcher Art dieses mit Flecken besäte Gewebe vor ihm entrollte, die Mutter des reizenden jungen Mädchens sey, das er liebte.

Und gleichwohl war er manchmal auf dem Punkte auszurufen:

»Genug! genug!«

Als aber Rosine, nachdem sie muthvoll Tropfen für Tropfen den Kelch geleert, den sie sich selbst bereitet hatte, endlich zu dem Moment der Sühne kam und dem jungen Manne den wundervollen Aufschwung ihres Herzens erzählte, zu welchem sie ihre Zärtlichkeit und ihre Achtung vor ihrer Tochter vermocht hatten, da vergaß Emil, der vor Ueberraschung und Bewunderung den Athem anhielt, auf das ausgehaltene Weib, um nur mehr die Mutter zu sehen.

Diese Mutter, die sich ihres Kindes nicht würdig fühlte, hatte dasselbe so sehr geliebt, daß sie sich dazu entschloß, von demselben getrennt zu leben.

Und nur, wenn es der Zufall erlaubte, heischte sie von ihrem Kinde jene Liebkosungen, die sie doch, trotz Allem, zu fordern ein Recht hatte.

»Sie haben das gethan! Sie haben das gethan, Madame!« rief Emil aus, indem er in Folge einer unwillkürlichen Bewegung mit beiden Händen die Hand Rosinens ergriff, welche bei dieser Berührung erbebte.

»Ja,« antwortete sie, »ich habe meine Tochter abgöttisch geliebt, — um ihretwillen, nicht um meinetwillen. Und das überrascht Sie, mein Herr? Ach! wenn Gott es zugäbe, daß meine Camilla noch nach ihrem Wunsche glücklich werden könnte, so würde ich, ehe ich diesem Glücke hindernd in den Weg träte, mich noch zu weit größeren Opfern entschließen!«

Emil lehnte sich gedankenvoll in seinen Stuhl zurück.

Rosine betrachtete ihn aufmerksam.

Einige Secunden des Schweigens verflossen auf diese Weise.

Emil faßte sich wieder.

Seine Augen begegneten denen Rosinens und er ward verwirrt.

»Madame,« sagte er, »Freimüthigkeit für Freimüthigkeit! — Ich liebe Ihre Tochter, — o ich liebe sie wie ein Wahnsinniger! Und deshalb habe ich auch viel gelitten, als ich es acht Tage lang aushielt, ohne sie zu sehen. Was nun aber das anbelangt, was ich thun muß, sowohl um meinet= als um ihretwillen —«

»Nun?«

»Nun — so —«

Emil hielt inne.

»Sehen Sie,« begann er dann aufs neue. »Schon das erste Mal, als ich Camilla erblickte, fühlte ich, daß sie die höchste Liebe meines Lebens seyn würde, so wie sie dessen erste war. Ich ging eben in meine Vorlesung; — da Sie alles wissen, Madame, so muß es Ihnen auch bekannt seyn, daß ich die Rechte studiere. Jenen ganzen Tag war es mir unmöglich auch nur ein Wort zu studieren, zu lesen oder zu schreiben. Ich hatte immer jenen so reinen, so reizenden Mädchenkopf vor Augen, den ich am Morgen, gleich einer Perle unterm Stroh, an einem Fenster in der elenden Straße Saint=Denis entdeckt hatte. Am Abende, als ich heimkehrte, ging ich mit eiligerem Schritte, — ich wagte es nicht zu glauben, daß meine köstliche Erscheinung noch da sey. — Und dennoch war sie noch da! — Und am nächsten Tage kam es mir so vor, als ob sie mich bemerkt hätte. — Und abermals nach einigen Tagen war ich überzeugt, daß sie mich kannte. Ich hatte bemerkt, daß bei

meinem Anblicke ein Lächeln, ein süßes, liebes Lächeln auf ihre Lippen trat.«

Emil hielt von Neuem inne.

»Und dann, mein Herr! dann?« rief Rosine.

»Dann?« stieß Emil heraus.

Und fortgerissen von seinen Erinnerungen, wollte er in seiner Erzählung weiter fortfahren, — aber mit einem Male besann er sich.

»Ja, dann!« wiederholte er traurig, indem er wehmüthig die arme Frau ansah, die ihm gegenüber saß. »Ach, Madame, noch einmal schwöre ich's Ihnen, ich liebe Ihre Tochter aus allen Kräften meiner Seele. Der Beweis davon ist der, daß ich sie gegen meinen Willen wieder sehen mußte. Und dennoch hatte ich gelobt, muthig zu seyn, als ich erfuhr — — O fürchten wenigstens Sie nichts, Madame! — Um ein Geheimniß kennen zu lernen, an dessen Entdeckung mir so viel lag, habe ich weder Ihre Familie noch Camilla compromittirt. Camilla! — Ich wußte ja nicht einmal, daß sie diesen Namen führte! O! wenn sie mit Ihnen von mir gesprochen hat, so muß sie Ihnen ja auch gesagt haben, — nicht wahr? — daß sie niemals meine Stimme gehört hat, eben so wenig, als ich die ihrige jemals gehört habe. — Unsere Augen hatten unsere Liebe geschaffen, — unsere Augen allein haben die ersten Schwüre gewechselt, — so wie sie sich auch allein unseren ersten Kummer, unsere ersten Schmerzen gestanden haben.«

Emil wendete den Kopf ab.

Rosine hielt nun seinerseits die Hand des jungen Mannes in ihren Händen.

»Herr Emil,« sagte sie mit ernster Stimme, »Sie haben vielleicht Eltern, die sich Ihrer Verbindung mit einem

Mädchen ohne Vermögen widersetzen würden — ist's nicht so? Und das ist der Gedanke, den Sie mir nicht anzuvertrauen wagen und der in diesem Augenblicke auf Ihrem Herzen lastet?«

Ohne Rosine anzusehen murmelte Emil:

»Mein Vater und meine Mutter lieben mich. — Sie sind reich, aber sie hegen keinen Stolz. Was ich will — werden sie auch wollen. Dieser Beweggrund ist's nicht —«

»Ha! Dieser Beweggrund ist es nicht! Nun, dann bin ohne Zweifel ich allein es?«

Rosine fühlte es, wie Emils Finger unter den ihrigen erzitterten. Sie hatte das Rechte getroffen.

»Sie erinnern sich also nicht mehr an das, was ich Ihnen so eben gesagt habe, mein Herr?« sprach sie weiter. »Ich habe Ihnen gesagt, daß ich zu jedem Opfer für mein Kind bereit bin. Auf! antworten Sie mir aus dem Grunde Ihres Herzens: Wollen Sie Camilla niemals wiedersehen?«

Emil sprang rasch empor, bleich und mit verstörten Zügen.

»Sie nicht mehr wiedersehen, wenn sie leidet, wenn sie vielleicht stirbt?« rief er aus. »Nein, nein, das habe ich nicht gesagt —«

»Nun wohlan!« erwiederte Rosine, indem sie jede Sylbe stark betonte, »wenn ich nun so zu Ihnen spreche: Gehen Sie zu ihr — sie harret Ihrer — lieben Sie Camilla, — Camilla liebt Sie — und ich, ihre Mutter, ich, die Camilla doch eben so sehr liebt, wie Sie — verstehen Sie mich wohl! — eben so sehr, wie Sie! — ich will um Ihretwillen, vor Allem aber um Camilla's willen Paris, ja Frankreich verlassen, wenn Sie es begehren. Man wird

niemals mehr von mir reden hören. Sie, S i e a l l e i n werden mir von Zeit zu Zeit ein paar Worte schreiben, um mir mitzutheilen, daß sie noch immer glücklich ist. Denn Sie werden Camilla glücklich machen, nicht wahr? Wenn ich Ihnen das Alles sagte, was würden Sie thun?«

Emil blickte versteinert Rosine Petit an, er glaubte zu träumen.

»Was ich thun würde?« rief er aus. »O Madame — Sie fragen noch darum!«

»Ja, ja!« wiederholte Rosine in kurz abgebrochenen Worten, »ich frage Sie darum! Wenn ich, das verlorne Weib, aus der Welt verschwinde — nachdem ich Ihnen das Loos meines Kindes anvertraut habe, da meine Gegenwart in dieser Welt meinem Kinde nur schaden kann — was würden Sie thun?«

»O das ist unmöglich! — Ich darf nicht verlangen —«

»Sie verlangen ja nicht, — ich biete es Ihnen ja von freien Stücken an. Antworten Sie, mein Herr! Zum letzten Male — wenn meine Tochter beinahe Waise wäre — o! beruhigen Sie sich — ich habe gesagt b e i n a h e — denn ich muß wohl noch ein Bischen leben, um sie glücklich zu wissen, was würden Sie dann thun?«

»Ha! dann würde sie morgen mein Weib werden!«

Bei diesen Worten, die Emil mit Leidenschaft entschlüpften, verklärte ein Ausdruck unsäglicher Freude das Gesicht von Rosine Petit.

»Ihr Weib! Ihre Gattin!« murmelte sie. »Sie würde leben — und würde Ihr Weib werden! Das genügt, mein Herr! — In acht Tagen werde ich Paris verlassen haben; — ich schwöre es Ihnen — ich —«

*

Die unglückliche Frau vollendete nicht.

Die Mischung von Schmerz und Freude, die sie in diesem Augenblicke empfand, ging über ihre Kräfte.

Ein Schluchzen entrang sich ihrem Busen — aber trocken, kreischend, schmerzlich.

Es war jenes eigenthümliche Schluchzen, welches die Brust zerreißt.

Zu gleicher Zeit wankte sie und ward leichenfahl im Gesichte.

Emil stieß einen Schrei des Schreckens aus und sprang auf sie zu.

»Camilla!« ächzte sie, indem sie die Augen schloß.

»Sie wird mein Weib werden, ich schwöre es Ihnen!« rief Emil.

Rosine hatte es gehört, denn sie lächelte.

Dann sank sie bewußtlos in die Arme des jungen Mannes.

Siebentes Capitel.

Verlorne Rache.

An demselben Tage war großes Fest bei Perrauts. Man tractirte Raymond Baumel und seine Tochter.

Es war noch nicht mehr als vier Uhr und bereits war Raymond mit seiner Juliette am Arm eingetroffen.

Es gibt Häuser, in welche man so spät als möglich kommt, wenn man das Unglück hat, daselbst eingeladen zu werden, so wie es andere gibt, wo man der Etikette ein

Schnippchen schlägt und vor der Zeit hinläuft, weil man überzeugt ist, daß man auf diese Weise um ein paar Secunden mehr Vergnügen gewonnen hat.

Uebrigens hatte Raymond sich verpflichtet früher zu kommen, damit Juliette mit Louis auf dem Piano ein vierhändiges Stück probiren konnte, das man am Abend zur Aufführung bringen wollte.

Denn am Abend war große Gesellschaft.

Und man erräth, daß Julian Rigaut, der künftige Schwiegersohn Raymond Baumel's, zum Abende gleichfalls erwartet wurde.

Es war also vier Uhr; Raymond war so eben mit Julietten eingetreten. Empfangen wurden sie Beide von Madame Perraut, welche das junge Mädchen ganz närrisch lieb hatte, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil Juliette erstens Raymonds Tochter und dann weil sie gut und liebenswürdig war; sodann von Madame Berthier, der Mutter Perraut's, und von Louis, der gänzlich darauf Verzicht geleistet hatte, Soldat zu werden.

Was Perraut, den Herrn vom Hause anbelangt, so war er von seinem Bureau noch nicht heimgekommen.

Leonie hatte Juliette an sich gezogen, während sie Raymonds Hand drückte.

Dann war man in den Salon getreten, und während Madame Berthier einen Gang in die Küche machte, um darauf zu sehen, daß man ein Gericht nicht verderbe, das sie eigens bestellt hatte, weil Raymond es liebte, und während Raymond und Madame Perraut, stets so glücklich, wie an dem Tage, wo sie sich zum ersten Male gesehen, miteinander halblaut plauderten, hatte Louis, während er auf das Piano zutrat, schüchtern zu Julietten gesagt:

»Nun, Fräulein, wenn es Sie nicht langweilt, so wollen wir ein wenig fleißig seyn.«

Und lächelnd hatte Juliette dem jungen Manne geantwortet, während sie mit ihm an dem Instrumente Platz nahm:

»Mir ist's recht, mein Herr; spielen wir.«

Wir haben bereits gesagt, daß Louis den Kriegerstand völlig aufgegeben hatte.

Allein wir haben noch nicht gesagt, was für neue Gedanken seit einem Monate im Geiste des lieben Kindes Platz gegriffen hatten (denn er war wirklich nicht mehr als ein Kind, da er nicht mehr als achtzehn Jahre zählte), und wie die kriegerischen Ideen, die ihn kurz zuvor gequält hatten, wieder verschwunden waren.

Louis war verliebt.

Und obendrein in wen? Ach!

In ein weibliches Wesen, das ihm nicht angehören konnte.

Noch schlimmer! In ein weibliches Wesen, das ihn nicht einmal lieben konnte.

Streng genommen hat die platonische Liebe zu zweit auch ihre Freuden. Aber Lieben und es nicht einmal derjenigen sagen dürfen, die man liebt, das ist sehr heroisch!

Freilich — wenn die Liebe nicht ihre Helden unter den achtzehnjährigen Herzen fände, so weiß ich nicht, wo sie dieselben recrutiren sollte!

Louis wußte es recht gut (seine Mutter hatte es ihm ausdrücklich gleich an dem Tage zu wissen gemacht, wo er Juliette zum ersten Mal gesehen — und unglücklicher Weise hatte diese mütterliche Vorsicht, wie man bemerken wird, nicht eben viel genützt), Louis wußte es recht gut, daß Ju-

liette nicht frei war, daß sie sich vermälen sollte und daß sie denjenigen liebte, welcher ihr Gatte werden sollte, und daß demnach für jene Zärtlichkeit nichts zu hoffen sey, die er für die Jungfrau fühlte!

Allein all die klugen Betrachtungen, die seit drei Wochen in dieser Beziehung sein Verstand anstellte, widerlegte Louis, sobald er sich an Juliettens Seite befand, mit einem einzigen, tiefen, wahren Worte:

»Ich liebe!«

Und tief bekümmert, aber überzeugt, schwieg der Verstand.

»Ich liebe!« Ja, das ist das aus der Tiefe des Herzens hervorgehende Wort, das Wort, das Alles in sich faßt — freiwillig auferlegte Schmerzen, — freiwillig gelobte Ergebenheit und Treue, — stumme Resignation, — heimlich geweinte Thränen, — wenn es in der Zukunft kein wahrscheinliches Glück mehr gibt, — das Wort, vor dem sich Alles beugen muß, — selbst die Kälte einer Gleichgiltigen, — selbst die Eifersucht eines Nebenbuhlers.

»Ich liebe!«

Und wenn man mit achtzehn Jahren dieses Wort flüstert, das beredter ist, als die beredteste Rede, so bringt man die Nächte damit hin, daß man unter ihren Fenstern träumt, die Tage damit, daß man ihren Schritten folgt. Man schreibt wie Jean Jacques — so denkt man wenigstens! Man malt wie Raphael — so glaubt man wenigstens! Man componirt wie Rossini — so bildet man sich's zum wenigsten ein!

»Ich liebe!«

Man spricht: »Ich liebe!« und ist dann, um es kurz zu sagen — wahnsinnig!

O Verstand! Schone diesen Wahnsinn! Berühre sie nicht, die achtzehnjährigen Herzen! Achte diese süße Jugend, die leider so schnell entflieht.

Mein Gott! mit dreißig Jahren hören wir ohnedem nur zuviel auf Dich! Wir rufen Dich sogar so oft zu Hilfe, wenn Du Dich vor uns verbirgst.

Du nimmst endlich auf Kosten unserer Illusionen, die Du zerstörst, eine so grausame Rache für das, was wir einst verachtet haben.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Louis und Juliette saßen am Piano.

Die Finger des Mädchens berührten manchmal die Finger des jungen Mannes und dann fühlte er, wie ein Schauer sein ganzes Wesen durchlief.

Und wenn sie sah, daß er inne hielt, so lachte sie in ihrer Herzenseinfalt unwillkürlich.

Und sie sprach zu ihm:

»Ei — Sie geben ja nicht Acht, Herr Louis. Wir werden unser Concertstück diesen Abend nicht können.«

Und der arme Knabe drängte einen Seufzer auf den Grund seiner Brust zurück und murmelte:

»Vergeben Sie, Fräulein. Es kommt mir nur ein Bischen schwer vor.«

Ach! es war in der That schwer!

Ein wenig weiter davon weg plauderten Raymond und Leonie miteinander.

In diesem Augenblicke trat Perraut ein.

Bei seinem Anblicke stand Alles auf.

Leonie lächelte ihrem Gatten zu mit den Worten:

»Das ist schön! Du kommst wenigstens bald! 's ist erst dreiviertel auf Fünf.«

Raymond reichte seinem Freunde die Hand.

Die Kinder wünschten gleichzeitig einen fröhlichen guten Morgen.

Perraut nahm munter wie gewöhnlich diese Beweise von Zuneigung seiner Frau, seines Sohnes und seiner Freunde hin.

Allein dennoch ging an diesem Tage in der Physiognomie des Beamten etwas Außerordentliches vor.

Sein für gewöhnlich frisches und gefärbtes Gesicht war düster und beinahe blaß; seinen Augen fehlte ihr gewöhnlicher Glanz, seine Augenbrauen waren ein wenig näher zusammengezogen.

»Geht's gut, Raymond?« sprach er zu dem Letzteren in ziemlich verstimmtem Tone. »Du speisest bei uns! Sehr liebenswürdig von Dir! — Wo ist denn deine Mutter, Leonie?«

»Sie überwacht eine Crême-Speise, die Raymond ganz allein essen soll, das Leckermaul! — Du weißt schon, mein Freund, solch' eine Eis-Crême, wie sie Seine Gnaden gern nascht.«

»Ha! ha!«

Perraut versuchte zu lachen, allein es gelang ihm nur das Gesicht zu verzerren.

»Ja, 's ist sehr liebenswürdig von Raymond, daß er bei uns speist,« sagte er abermals.

Und er fiel auf einen Stuhl und blieb unbeweglich, stumm, die Augen starr vor sich hingerichtet, ohne etwas zu sehen.

Leonie und Raymond wechselten einen Blick, der sagen wollte:

»Was hat er denn?«

Der ungewöhnliche Zustand Perraut's konnte ihnen nicht entgehen.

Es gibt Leute, für welche das Leben Tag für Tag so sanft, so ruhig, so einfach verläuft, daß sie sich auf ganz natürliche Weise daran gewöhnen, in ihren Manieren, in ihren Gedanken und selbst in ihrer Lebeweise der glücklichen Existenz ähnlich zu sehen, welche ihnen Gott verliehen hat.

Und Perraut gehörte zur Zahl dieser Leute.

Inzwischen hatten sich Juliette und Louis, welche von dieser Scene nichts begreifen konnten, wieder an das Einstudiren ihres Concertstückes gemacht.

Raymond und Leonie, die erstaunt und instinctmäßig unruhig waren, sahen Perraut an.

Mit einem Male fuhr sich der Letztere über die Augen, stand auf, wendete sich gegen seine Gattin und seinen Freund und sprach:

»Raymond, Leonie, — kommt doch einen Augenblick her. Ich habe mit Euch zu reden.«

Zum zweiten Male wechselten Raymond und Leonie einen Blick.

Diesmal drückte dieser Blick beinahe Schrecken aus.

Perraut war an ihnen vorübergegangen; er war in ein Zimmer getreten, das an den Salon stieß, in dem man sich befand; es war Leonie's Schlafgemach.

Eine Secunde des Zauderns war gefährlich, — Raymond und Leonie hatten es gefühlt.

Sie traten beinahe unmittelbar hinter Perraut in das Schlafgemach.

Dieser verschloß mit Sorgfalt die Thür.

Dann zog er aus seiner Tasche ein ganz zerknittertes Papier und murmelte mit so tief bewegter Stimme, daß man Mühe hatte, ihn zu verstehen:

»Es gibt sehr boshafte Leute auf der Welt! — Ich habe doch nie einer Seele etwas zu Leide gethan — und dennoch, — da seht, was man mir schreibt.«

Und er reichte Raymond einen offenen Brief.

Raymond nahm das Papier; er hatte in diesem verhängnißvollen Momente alle Kraft aufgeboten. Er zitterte nicht, als er den Brief aus Perraut's Händen nahm.

Auch Leonie, obgleich sie sehr blaß war, schien ihrerseits ruhig und nur erstaunt.

Wenn aber Perraut in diesem Augenblick plötzlich die Hand auf die Brust des Einen oder der Andern gelegt hätte, so würde er die heftigen Schläge dieser beiden Herzen gefühlt und wenn auch nicht die Ueberzeugung, doch jedenfalls eine gewaltige Ahnung bekommen haben, daß sie ihn verrathen hatten.

»Und — was macht Dir denn dieser Brief zu wissen?« sagte Raymond zu seinem Freunde, um doch etwas zu sagen.

»Was er mir zu wissen macht? Leset, leset! Ich gehe einstweilen in den Keller. Denn derlei Schändlichkeiten dürfen mich meiner Pflichten als Amphitryon nicht uneingedenk machen, — nicht wahr? Les't nur, les't, — inzwischen komme ich zurück.«

Der wackere Mann verschwand.

Die beiden Schuldigen befanden sich allein, einander gegenüber.

Mit einer unwillkürlichen Bewegung hatten sie Perraut zurückhalten wollen, als er sich entfernte.

In Folge einer ähnlichen Regung hatten sie wieder inne gehalten.

Sie begriffen, daß er ihnen, indem er sie auf diese Weise allein ließ, einen großen Beweis von Vertrauen gab, — und wenn sie sich dessen auch nicht für würdig hielten, so nahmen sie doch dieses unerwartete Glück an.

Wenn sie auch auf der Stelle erröthen mußten, so geschah es doch nicht in seiner Gegenwart.

Nachdem sich die Thür hinter Perraut geschlossen hatte, trat Leonie rasch auf Raymond zu; sie wollte gleichzeitig mit ihm den Brief lesen, den er in der Hand hielt.

Wir lassen hier die an Perraut adressirten Zeilen folgen, die dieser Brief enthielt:

»Mein Herr!

»Man betrügt Sie, — und diejenigen, welche Sie betrügen, sind die, gegen welche Sie am wenigsten Mißtrauen hegen.

»So ist's nun eben immer.

»Behalten Sie folgende Warnung für sich:

»Verlieren Sie Ihre Frau und Ihren Freund Raymond Baumel nicht aus dem Gesichte.

»Binnen Kurzem werden Sie dann einem anonymen Freunde Dank dafür wissen, daß er Ihnen eine Schmach enthüllt hat, die Sie gewiß nicht verdienen und die Sie bestrafen müssen.«

Der Brief entfiel den Händen Raymonds.

Ein Blitz hatte ihm in den Finsternissen dieser Angeberei die Hand gezeigt, die ihn geschrieben hatte.

»Die Elende!« rief er aus.

»O mein Gott!« stammelte Leonie.

Und so standen sie einige Secunden wie niedergeschmettert.

»O!« begann Raymond auf's neue mit einem Ausdrucke von verbissener Wuth, »ich werde mich rächen, — ja — ich schwöre es! — ich —«

Leonie fiel Raymond ins Wort.

»Nein, nein!« sagte sie mit ernster Stimme. »Keine Rache, Raymond, — lieber eine Sühnung! Bis heute sind wir nur strafbar gewesen, wir wollen nicht auch niederträchtig seyn. — Nach dem, was *er* so eben gethan hat, begreifen Sie, was auch wir jetzt unsererseits thun müssen. — Raymond, hier ist meine Hand, von heute an ist dieselbe die Hand einer Freundin und wird nie mehr etwas Anders seyn. — Werden Sie mir *Ihre* Hand verweigern, mein *Freund*?«

Raymond betrachtete Leonie mit Bewunderung.

Gereinigt durch die Reue legten sich die beiden Hände der Schuldigen in feierlicher Umschlingung in einander.

Eine Thräne glitt über die farblose Wange der armen Frau herab.

Auch Raymond fühlte, daß seine Augen naß wurden.

Es war das letzte Lebewohl ihrer Liebe.

Ein Geräusch von Schritten ließ sich hören; — Perraut kam zurück.

Raymond hob den Brief wieder auf.

Leonie trocknete sich das Gesicht ab.

»Noch einmal, aber zum letzten Male wollen wir ihn täuschen,« sagte ihr Blick zu Raymond, »weil es so seyn muß!«

»Na also?« sagte Perraut beim Eintritte. »Nicht wahr, dieser Brief ist niederträchtig?«

»Niederträchtig in der That!« entgegnete Raymond Baumel.

»Ganz abscheulich!« setzte Leonie hinzu.

»Denn er klagt an und lügt!« fuhr Raymond fort.

»Ja, denn er lügt!« wiederholte Leonie.

Perraut betrachtete einen Augenblick schweigend diejenigen, die so zu ihm sprachen.

Zweifelte er vielleicht während dieses Augenblickes? Gott allein weiß es.

Dann nahm er den Brief, den ihm Raymond reichte. Er trat damit auf den Camin des Zimmers zu.

Er zündete eine Kerze an.

Eine große Flamme schlug empor und ein bischen Asche verflog im Winde.

Und es war vorbei mit dem Rachewerk von Madame la Chambaudier.

»Raymond! Leonie!« rief er, indem er die Arme öffnete. »Kommt, — o kommt! Ich habe nicht eine Minute an ein Unglück geglaubt, hört Ihr! Ich habe blos darüber Kummer empfunden, daß man einen Flecken auf unsere Freundschaft werfen wollte. Kommt, kommt, — der Flecken ist nur ein Wassertropfen, der sich wieder verflüchtigt hat. Ihr liebt mich, — ich liebe Euch!«

»Und ich liebe Dich!«

»Ja, auch ich liebe Dich!«

So sprachen zugleich der Liebhaber und die Gattin, indem sie das Goldherz an sich drückten, das sie gekränkt hatten.

Und gleichzeitig sprachen die Hände des Liebhabers und der Gattin, welche der Zufall einander nahe gebracht hatte, in einem abermaligen Drucke den Gedanken aus:

»Lieben wir ihn! Lieben wir uns nicht mehr!«

Achtes Capitel.

Zwanzig Louisdor für einen Mord.

Es war beinahe Mittag und Carl Mazères und seine Herzensgeliebte, die große Leontine, lagen noch im Bette.

Allerdings hatten sie sich auch Tags zuvor sehr spät zu Bette gelegt, in Folge einer ersten Vorstellung eines Dramas auf dem Boulevard, welches erst um zwei Uhr Morgens aus geworden war.

Friedlich waren sie neben einander eingeschlafen.

Einige Schritte weit von dem Bette standen auf einer Console die noch immer ganz achtenswerthen Ueberreste eines Nachtmahles, — die Hälfte eines Huhnes, fette Gänseleberpastete, Käse, Früchte, Champagner, — und diese Ueberreste bezeugten, daß unsere Liebesleute, wenn sie auch ihre Intelligenz durch eine zu lange dramatische Sitzung angestrengt, ihre Kräfte wenigstens so comfortable als möglich reparirt hatten.

Man lache nicht! Ein guter Tisch macht die Anstrengungen des Geistes weit mehr wieder gut, als man denkt.

Carl Mazières hatte außerdem die Gewohnheit, jedesmal, wenn er von einer ein Bischen wichtigen ersten Vorstellung nach Hause kam, ein tüchtiges Nachtmahl zu nehmen. Und in der That, wir begreifen diesen halb literarischen, halb astronomischen Gebrauch recht gut. Wenn man mit fünfundzwanzig Jahren vermöge seines Standes gezwungen ist, manchmal zwei oder drei Abende in der Woche acht bis neun Stunden Schauspiel *) in ununterbrochener Folge hinabzuwürgen, so muß man, wenn man nicht ein entsetzliches Kopfweh bekommt, jedenfalls einen prachtvollen Appetit bekommen.

Carl und Leontine schliefen also den Schlaf des Gerechten, — der ein Drama in fünf Acten gesehen und kaltes Geflügel und ein Stück von einer Gänseleberpastete zum Nachtmal gegessen hat.

Der Kopf Leontinens ruhte auf Carls Brust; er selbst hatte das Gesicht zur Hälfte in das Kissen hineingedrückt.

S'ist ein ganz sonderbares Ding, die Physiognomie der Leute zu beobachten, welche schlafen. Da gibt's keine Möglichkeit mehr zu lügen oder zu heucheln. Die Eindrücke gelangen frisch aus dem Herzen oder aus dem Gehirne auf die Züge, — je nachdem die Träume sie hervorbringen, — und da im Allgemeinen die Träume das mehr oder minder überladene Bild des Lebens sind, so ergibt sich daraus das Resultat, daß es eine Menge Leute, sowohl Freunde als Feinde gibt, deren Beobachtung im Schlafe nicht ohne Nutzen für uns wäre.

*) Auf den meisten Pariser Theatern gibt man an einem Abende 2 bis 3 Piecen, so daß die um 7 Uhr beginnenden Vorstellungen häufig bis 1 — 3 Uhr Morgens dauern.
A. d. Uebers.

Leontine hatte ein Lächeln auf den Lippen; ihre Nasenlöcher athmeten Luft ein. Ihre Stirne, über welche die Haare in Unordnung hingen, war wolkenlos. Ihre Hand drückte die Hand Carls.

Sie war bei der Vergötterung ihres Geliebten eingeschlafen; — sie vergötterte ihn noch im Schlafe.

Für das arme Mädchen, das nie etwas anderes verstanden hatte, als zu lieben, war die Liebe in der That die untrennbare und reizende Begleiterin des Schlafes.

Was Carl anbelangt, so trug sein Gesicht zwar auch den Stempel der Betäubung, die unter dem Fittich des Vergnügens über ihn gekommen war, allein es hatte dennoch einen ernsteren Typus beibehalten. »Utile dulci« — war sein Wahlspruch. Indem sich sein Mund und sein Auge mit Wonne unter dem letzten Kusse des gestrigen Tages schlossen, waren sie vielleicht bereits durch einen geistreichen kritischen Gedanken für seinen nächsten Feuilletonartikel angeregt. — Der Liebhaber hatte bei ihm den Literaten nur verdrängt, während bei Leontinen die Geliebte eben nur als Geliebte eingeschlafen war!

Mit einem Male fuhren Carl und Leontine auf ihrem Lager in die Höhe und rieben sich die Augen.

Ein gewaltiger Riß an der Thürklingel der Wohnung hatte sie geweckt.

»He! Was gibt's denn?« murmelte der junge Mann.

»Man hat geläutet, wie mir scheint, lieber Freund.«

»Der Teufel hole diejenigen, die angeläutet haben! Wie viel ist's denn?«

»Mittag.«

»Mittag! schon?«

»Erwartest Du etwa Jemand?«

»Nein.«

Als Carl dieses Nein zur Antwort gab, schien er nachzusinnen.

»Nein, nein,« sagte er dann nochmals; »ich erwarte Niemand.«

Die Glocke ertönte von neuem.

»Ah, Pardieu! Das ist doch ein bischen stark! Wir wollen doch einmal sehen, was es für ein Thier ist, das sich eine solche Dummheit erlaubt.«

»Soll ich mich verstecken?«

»Zu welchem Zwecke denn, kleines Närrchen? Habe ich Dir's denn nicht schon hundertmal gesagt: Wenn man kommt, so kommt man nur Nachmittags. Warte.«

Und nachdem er seine Füße in Pantoffeln gesteckt hatte, ging Carl Mazières ärgerlich fluchend auf die Thür seiner Wohnung zu.

Im untern Theile dieser Thür, rechts neben den Thürangeln befand sich eine Spalte von beiläufig zwei Centimetres Länge, die unserem jungen Schriftsteller als Guckloch diente, um, ohne daß sie es ahnten, seine Besuche zu erkennen, und sie einzulassen oder auszuschließen, je nachdem es ihm behagte.

Carl hatte sich mit Wolfsschritten seinem Beobachtungspunkte genähert. In dem Augenblicke, wo er das Auge an die Spalte legte, ertönte ein dritter Zug an der Klingel.

Carl erhob sich sogleich wieder.

Er hatte die Person erkannt, die so fest auf dem Eintritte bestand.

Er kehrte eilends zu Leontine zurück.

»S'ist Martial d'Aubigny,« sagte er lachend zu seiner Geliebten.

»Martial! — Was kann er denn so früh am Tage von Dir wollen?«

»Er wird Geld brauchen, — das ist soviel als gewiß! —«

»Nun, so öffne ihm nicht.«

»Aber er würde uns vielleicht unterhalten, — ich habe ihn so lange nicht gesehen —«

»Nun, so mach ihm auf.«

»Wenn's Dir nicht widerwärtig ist?«

»Mir? Was kümmert denn das mich? Ich bleibe im Bette; — vor Martial genire ich mich nicht.«

Carl ging mit sich zu Rathe.

»Pah,« sagte er; »der arme Kerl hat vielleicht seit zwei Tagen nichts gegessen. Man muß gegen Freunde nicht so hart seyn.«

Und er ging hin und öffnete.

Es war Zeit. Martial d'Aubigny, der so geduldig war, wie ein Fuchs, der Hunger hat, schickte sich eben an, zum vierten Male zu klingeln.

Alle Welt kannte Martial d'Aubigny, diesen sechs Fuß hohen, lendenlahmen, schlotternden, häßlichen, schmutzigen Vagabunden, der stets gegen die Gewohnheit gekleidet, im Sommer Winterkleider und im Winter Sommerkleider trug; er ging auf dem Oberleder seiner Stiefel und lebte in ehrerbietiger Scheu vor den Handschuhen.

Er gab sich für einen Literaten aus, weil er alle sechs Monate zwei Zeilen in den »**Corsaire**« oder in den »**Tintamarre**« *) schrieb.

*) Zwei der ärgsten Sudelblätter von Paris.

Anm. d. Uebers.

Er lebte, und man wußte nicht wo, — nicht wovon, — und nicht wie!

Und nichts destoweniger trug er ein stolzes Wesen zur Schau, einen Blick, dem es nicht an Geist fehlte, — gestehen wir es nur, — und gekräuselte Haare, die ihm den Spitznamen Sosias verschafften, als Karrikatur eines wohlbekannten Schriftstellers.

Als die Thür, an welcher er so lange vergebens geklingelt hatte, sich endlich vor ihm aufthat, sah Martial d'Aubigny so kaltblütig, als ob sich sein Warten von selbst verstünde, Carl Mazières an, der im Hemde vor ihm stand, streckte ihm die Hand entgegen und sprach:

»Ich jage mir eine Kugel durch den Kopf, wenn Du mir nicht hundert Sous gibst.«

Carl Mazières, der an die Excentricitäten des Vagabunden gewöhnt war, antwortete ihm lachend, während er die Thür wieder zumachte:

»Du verdientest, daß ich sie Dir abschlüge, weil Du mich aufgeweckt hast. Allein ich verzeihe Dir aus Anerkennung deiner Ausdauer im Klingeln und um Leontinens willen, welche für Dich vermittelt hat. Komm' herein, — Du sollst deine hundert Sous und ein Frühstück bekommen. Wir haben gestern Abends zum Nachtmahle zu viel gehabt.«

Martial sprang hinter Carl bis ins Schlafgemach.

Er trat auf das Bett zu und drückte seine Lippen auf eine Hand, welche ihm Leontine überlassen hatte.

Dann brüllte er folgende Worte mehr, als er sie sprach:

»Frühstücken! ich werde frühstücken!«

Er setzte sich vor den Ueberresten des Huhnes und der Pastete nieder und begann mit einer unglaublichen Hast die-

selben durch seinen weiten Mund in seinen geräumigen Magen verschwinden zu lassen.

Carl, welcher sich ankleidete, wechselte ein Lächeln mit seiner Geliebten.

»Ehre dem unglücklichen Appetite!« lachte Leontine.

»Speisest Du denn jetzt gar nie mehr?« sagte Carl zu Martial.

Martial antwortete nicht; er war zu sehr in Anspruch genommen.

Carl und Leontine hatten die Freundlichkeit dieses beredte Schweigen zu respectiren.

Martial aß zwanzig Minuten lang, ohne ein Wort zu reden.

Erst nach Verlauf dieser Zeit hielt er inne, hob sein mit Champagner bis zum Rande gefülltes Glas in die Höhe und rief:

»Auf das Wohl der Freundschaft!«

Uud er trank aus.

»Meine fünf Francs!« sagte er sodann, indem er abermals die Hand gegen Carl ausstreckte.

»Ei, schau!« entgegnete der Letztere. »Du bist unterhaltlich! Willst Du schon gehen?«

Martial nahm seinen Hut ab, den er bis zu diesem Augenblicke auf behalten hatte.

»Meine fünf Francs!« wiederholte er mit flehender Stimme.

»Ei!« rief Leontine ihrerseits; »was Sie da thun, Martial, mein Guter, verräth einen sehr schlechten Geschmack! — Sie kommen herein, Sie essen, Sie begehren Geld — und laufen dann wieder fort. Wenigstens vergilt

man einen Dienst mit einer Liebenswürdigkeit. Zu welchem Zwecke brauchen Sie denn die fünf Francs?«

Während Leontine sprach, hatte Carl dem Vagabunden Martial die verlangte Summe eingehändigt.

Der Letztere drückte einen Kuß auf das Fünffrankenstück, — schob es in die Tasche und stieß ein Freudengeheul aus.

Dann sah er auf die Wanduhr.

»Fünfundzwanzig Minuten über zwölf!« rief er, »ich habe noch fünf Minuten zu gute!«

»Und nun hört meine Geschichte:

»Man hat es gestern Abends im Atelier von Robert Delice gewagt, mit mir um hundert Francs zu wetten, daß ich bei all meinen Freunden nirgends fünf Francs zu leihen bekommen würde, — wenn ich nemlich, wie sich's von selbst versteht, nichts erwähnen würde, daß es eine Wette gelte, — und zwar in einem Zeitraume von vier Stunden. Nun habe ich von halb neun Uhr bis jetzt sieben Häuser und zwölf Freunde durchgemacht. Ueberall bin ich abgewiesen worden.

»Du allein, Carl, hast das Mitleid eines Mitbruders gehabt.

»Sey gesegnet!

»Deine fünf Francs werden Dir in Form eines glänzenden Frühstücks zurück gegeben werden, das ich Dir und Leontinen anbiete.

»Dir werde ich es verdanken, das kennen zu lernen, was ich noch nie gekannt habe, — nemlich, wie sich zwanzig Geldstücke gleich dem, das Du mir so eben gegeben hast, in meiner Tasche ausnehmen werden.

»Sey nochmals gesegnet!

»Und nun leb' wohl!

»Vergiß' nicht, daß zur Vergeltung für das, was Du so eben an mir gethan, mein Leben Dir gehört.«

Und damit entfloh Martial unter dem schallenden Gelächter der beiden Liebenden.

Eine Stunde darauf ging Leontine gleichfalls ihres Weges.

Und Carl machte sich an sein Feuilleton, das er mit der Geschichte von Martial d'Aubigny zu würzen gedachte, der sich zwei Francs zu leihen nahm, weil er um hundert gewettet hatte.

Das Feuilleton rückte vor; Carl war im Zuge; zwei Spalten waren zum mindesten schon überschritten.

In diesem Augenblicke trat seine Aufwärterin, — die Portiersfrau aus dem Hause, — welche im Vorzimmer aufräumte, plötzlich bei dem jungen Mann ein und sprach:

»Eine Dame wünscht mit Ew. Gnaden zu sprechen.«

»Eine Dame?« sagte Carl, indem er nach der Uhr blickte.

Es war eben zwei.

»Ah, schön!« sagte er. »Lassen Sie die Dame nur hereintreten.«

Und er schleuderte in übler Laune seine Feder auf den Schreibtisch.

Madame la Chambaudier hatte bei ihrem letzten vorgestrigen Besuche zu dem jungen Manne gesagt, daß sie vielleicht erst am dritten Tage wieder kommen würde.

Und Carl hatte auf dieses »Vielleicht« gerechnet, als er sich mit Behagen in die Irrgänge seines Feuilletons vertiefte.

Indessen mußte man gute Miene zum bösen Spiele machen. Carl war übrigens an diese Gebarungsweise von Seiten seiner nutzbringenden Liebe bereits gewöhnt.

Er stand also auf, und ging mit lächelnder Miene der Frau des Banquiers entgegen.

Allein das Lächeln erstarb alsbald auf seinen Lippen.

Madame la Chambaudier sah ganz verstört im Gesichte aus.

Sie war leichenblaß.

Beim Eintritt in die Wohnung ihres Liebhabers hatte sie denselben kaum angesehen.

»Mein Gott! Lydie, was haben Sie denn?« rief Carl aus, indem er sich neben Madame la Chambaudier niederließ, die in einen Stuhl mehr gefallen war, als sie sich gesetzt hatte.

Unwillkürlich fühlte der junge Mann einige Unruhe über die Verstörtheit dieser Frau, die sich, — abgesehen von allem Uebrigen, gegen ihn stets so gütig gezeigt hatte.

Madame la Chambaudier richtete einen verzweifelten Blick auf ihren Geliebten.

»Ich bin verloren,« antwortete sie mit dumpfer Stimme.

»Verloren!« wiederholte Carl überrascht; »sollte Ihr Gemal entdeckt haben — — ?«

Der Ausdruck von Verachtung, welchen das Gesicht von Madame la Chambaudier annahm, ließ den jungen Mann nicht weiter reden.

Eine solche Frau wie Madame la Chambaudier konnte sich nicht für verloren halten, weil ihr Gemal vielleicht entdeckt hatte, daß sie einen Liebhaber besaß.

»Was ist's denn also?« begann Carl auf's neue. »Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe, Lydie; verfügen Sie über mich — —«

Madame la Chambaudier sah aus, als ob sie zaudere.

Dann ließ sie ihre Hand auf das Knie des jungen Mannes sinken.

»Ach!« sagte sie, »ich fürchte sehr, daß Sie, mein Freund, bei dem Unglücke, welches über mich hereinbricht, nichts für mich thun können. — Ich bin verloren, Carl, verloren, weil — weil ich Schulden habe, Schulden, welche ich zu zahlen unvermögend bin, — Schulden, die ich bis zum heutigen Tage Herrn la Chambaudier verheimlicht habe, und die ich ihm vielleicht morgen zu gestehen gezwungen seyn werde!«

Carl stieß einen Seufzer schmerzlicher Theilnahme aus; das war alles, was er aufzufinden vermochte bei diesem Geständnisse seiner Geliebten über ihre unangenehme Lage, zu welcher er, wie er recht gut fühlte, das Seinige nur zu sehr beigetragen hatte.

»Arme Lydie!« sagte er noch einmal.

»Aber durch welchen Zufall,« fuhr er nach einer Pause fort, »durch welchen Zufall fällt Ihnen denn die Sorge um diese Schulden mit einem Male so schwer auf's Herz? Sie haben mir doch, wie mich dünkt, vor einem Monate gesagt, daß die Heirath Ihrer Tochter Ihre Ruhe wieder herstellen würde. — Es hat sich also heute in Ihren Anordnungen etwas geändert?«

Madame la Chambaudier, welche in diesem Augenblicke eine Komödie spielte, welche sie sich den ganzen vorigen Tag über ausgesonnen hatte, meinte, es sey

nun die geeignete Zeit, um zur Lösung des Knotens zu gelangen.

Sie hatte Carl Mazières nie in ihrer ganzen Ausdehnung die Art und Weise der Verhältnisse anvertraut, die zwischen ihr und Xavier de Presles bestanden.

Allein sie hatte nichtsdestoweniger dem jungen Manne einige Male zu verstehen gegeben, daß sie dadurch, indem sie ihre Tochter an Xavier vermälte, ein Recht erlange, von dem Letzteren für das Geschenk, das sie ihm machte, einen Gegendienst zu verlangen.

»Hören Sie mich an, Carl,« sagte sie zu ihrem Liebhaber. »Herr Xavier de Presles ist ein Elender, — das müssen Sie vor allem andern wissen. Von ihm rührt der ganze Kummer her, den ich in diesem Augenblicke empfinde. Und was mich am meisten verdrießt — ist der Umstand, daß ich mich nicht einmal an diesem Menschen rächen kann, — ja, daß er in vierzehn Tagen der Gemal meiner Tochter seyn wird! Ich werde das Glück desjenigen gegründet haben, der sein feierliches Wort gegeben hat, mich zu retten, — und der dann über mein Verderben lachen wird, an dem er allein die Schuld trägt. O dieser Mensch, Carl! — dieser Mensch! Warum kann ich nicht einen Degen führen und mich ihm Brust gegen Brust gegenüber stellen. Ich würde ihn tödten, das schwöre ich Ihnen, denn er hat mich feige hintergangen! Ich würde ihn tödten und dann — wenn er todt wäre —«

»Dann würden Sie einen andern Schwiegersohn finden, der sich gegen Sie nicht auf eine so unwürdige Weise benehmen würde, nicht wahr?«

Madame la Chambaudier schwieg.

Carl Mazières sah ihr ins Weiße ihrer Augen.

»Wollen Sie, daß ich mich mit Herrn Xavier de Presles schlage, Lydie?« sagte er dann dreist, nach einem Augenblicke des Schweigens.

Madame la Chambaudier stürzte auf ihren Liebhaber zu und umschlang ihn mit ihren Armen.

»Dich schlagen! Du!« rief sie aus; »nein! nein! Du nicht! Du nicht! Das will ich nicht!«

»Was denn also?«

»Ei! weiß ichs? — Ich bin thöricht, — — ich hatte gedacht —«

»Was hattest Du gedacht?«

»Mein Gott! es wird Dir vielleicht romanhaft vorkommen, — allein es gibt Stunden im Leben, wo unsere Wünsche in Folge von Ereignissen so überspannt sind, daß sie rasch und ohne Umstände die Grenzen des gewöhnlichen Lebens überschreiten —«

»Nun also?«

»Nun wohlan, — so höre!«

Madame la Chambaudier stellte sich, als ob sie abermals Anstand nähme, dann rief sie aus, indem sie aufstand:

»Nein — nichts! nichts! — S'ist unmöglich! — Ich bin eine Thörin, — ich wiederhole es Ihnen, Carl! Ich will nicht, daß Sie sich schlagen, Sie! — und demzufolge —«

»Demzufolge wollen Sie, — daß sich ein Anderer an meiner Stelle schlägt?«

Madame la Chambaudier blickte mit Wonne auf ihren Liebhaber. Er hatte sie schneller verstanden, als sie es gehofft hatte.

»Das ließe sich hören!« entgegnete sie. »Ja, — so ist's, — ein Anderer! — Aber wo sollen wir das finden, was wir brauchen? Ich sagte Dir's ja, es sey eine Romanidee.«

»Wer weiß!« meinte Carl gedankenvoll.

»Wie?« versetzte Madame la Chambaudier und ihre Seele trat in den Blick, den sie auf den jungen Mann heftete.

Carl sann noch immer nach.

»Ich müßte zum mindesten zehn Louisdor haben,« nahm er endlich wieder das Wort.

»Hier sind zwanzig,« entgegnete Madame la Chambaudier, indem sie ihre Börse aus der Tasche zog.

Carl nahm die Börse und übersah mit einem einzigen Blicke durch die seidenen Maschen hindurch den glänzenden Inhalt derselben.

»Für diese Summe,« sagte er lachend, »findet man in Italien noch immer gewisse Leute, die zwanzig ihres Gleichen tödten würden, das Stück zu einem Louisdor. — Es müßte wirklich mit dem Teufel zugehen, wenn sich nicht irgendwo in Frankreich ein Kerl fände, der sich entschlossen in dieses Abenteuer einläßt, dessen Futteral so hübsch vergoldet und appetitlich gemacht ist. Am Ende wird derjenige, der sich mit Xavier de Presles schlägt, um diese achtzig Francs zu verdienen, weiter nichts als seine Haut zu Markte tragen. Wohin geht Xavier de Presles jeden Abend, Lydie? Mich dünkt, ich sehe ihn häufig in der **Opéra-Comique.**«

»Seit einem Monate geht er weniger hin, aber doch regelmäßig alle Freitag.«

»Wir haben heute Donnerstag. — Also übermorgen, Lydie; wollen Sie? — Uebermorgen werde ich Sie von Ihrem aufgedrungenen Schwiegersohn befreit haben, — oder man müßte am ritterlichen Humor unserer Helden vom Gaunerthum irre werden. Vertrauen Sie sich mir an?«

Statt aller Antwort drückte Madame la Chambaudier ihre vor Ungeduld und Dankbarkeit zitternden Lippen auf den Mund ihres Liebhabers.

Kuß einer verlornen Frau, die von Rache bebend dich einem jungen herzlosen Thoren aufdrückte, du solltest dich niemals mehr wiederholen.

Carl sah in dem, was er im Schilde führte, nichts als einen Spaß, dessen er sich gegen seine Freunde vom Journal »la Nouvelle« gewaltig rühmen wollte.

Einen Menschen zu zahlen, um einen andern Menschen zu tödten, und zwar mitten in Frankreich, mitten im neunzehnten Jahrhundert, — war doch wirklich ganz außerordentlich hübsch!

Allein Carl sollte bald auf seine Kosten erfahren, daß jeder Spaß auch seine schlimme Seite hat, und daß jene sorglose Vagabundenbande, die in den Ateliers, hinter den Coulissen und in den Zeitungsbureaux über das Leben sich so gewaltig lustig macht, mehr als sie vielleicht selbst denkt, auf dieses Leben hält, sobald es sich darum handelt, dasselbe im Ernst in die Schanze zu schlagen.

Neuntes Capitel.

In den Tuilerien.

Die bereits scharfe Luft der ersten Octobertage trieb spielend die gelbgewordenen Blätter der Kastanienbäume in den Tuilerien vor sich her.

Indessen schien die Sonne noch immer warm und hell.

Und eine Menge von Spazirgängern: junge elegante Männer, reizende Frauen und fröhliche Kinder strömten herzu und erfreuten sich in dem prachtvollen Garten an den letzten Liebkosungen des Tagsgestirnes, welches ein alter Dichter sehr naiv die große Wärmpfanne des Menschengeschlechts genannt hat.

Es war nahe an Mittag; eine Caleſche hatte so eben am Gitter der Tuilerien, gegenüber von der Straße Castiglione still gehalten.

Drei junge Mädchen, alle drei hübsch, alle drei mit köstlichem Geschmacke gekleidet, waren aus dieser Calesche gestiegen.

In einiger Entfernung folgten ihnen zwei Diener in Livrée; sie hatten die Terrasse verlassen, welche sich längs der Straße Rivoli hinzieht, und sich dann in den schattigen Alleen des Gartens verloren.

Die drei jungen Mädchen nannten sich Juana la Chambaudier, Hortense Rigaut und Elise Brion.

Vierzehn Tage noch — und sie hießen Madame de Presles, Madame Becquet und Madame Darour.

Man hatte ihnen einen Spaziergang in den Tuilerien erlaubt, — das Wetter war ja so schön, — man hatte ihnen gestattet, ihre jungfräuliche Anmuth dort bewundern zu lassen, bis der Augenblick kommen würde, wo sie in ihrer vollen Freiheit als junge Frauen daselbst erscheinen dürften.

Allein unsere drei Freundinnen sahen so aus, als läge ihnen sehr wenig daran, ob man sie betrachte, und sogar, ob man sie hübsch finde. Ein Ausdruck von sehr deutlich ausgesprochener Traurigkeit verdüsterte die Züge von Juana und Hortense.

Juana insbesondere, die zwischen Elise und Hortense ging, schien bekümmert und niedergeschlagen.

Seit ungefähr zehn Minuten gingen sie so auf und nieder, stets begleitet von den beiden Bedienten, die ihnen in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgten.

Sie schwiegen fortwährend. — Ohne Zweifel hatten sie sich eben zuvor sehr viel gesagt, — und dieses Schweigen war Ruhe, keineswegs aber Langeweile.

Mit einem Male fühlte Juana unter ihrem Arme den Arm Hortense's erbeben.

»Was hast Du denn?« sagte sie zu ihrer Freundin.

Der funkelnde und zugleich thränenfeuchte Blick Hortense's bezeichnete ihr in einer Entfernung von einigen Schritten, links von den drei Freundinnen, drei andere Personen, welche vorüber gingen. . . .

»Herr Emil Valtin!« flüsterte Juana. »Ah! ich verstehe. Und die junge Person, mit welcher er plaudert und

die sich in den alten Herrn eingehängt hat, — ist — wenn ich mich nicht irre —«

»Camilla,« ergänzte Hortense, »ja, Du hast Recht, es ist Camilla.«

»Camilla, die mit uns im Pensionate war!« schaltete Elise ein, indem sie gleichfalls diejenige betrachtete, welcher ihre Gefährtinnen mit den Augen folgten.

Camilla aber, die am Arme ihres Onkels, des wackern Franz Morin hing, Camilla, die mit Emil Valtin plauderte, der bereits ihr Geliebter war — und bald ihr Gatte werden sollte, Camilla, welcher das Glück die Gesundheit wieder gegeben hatte, entfernte sich inzwischen langsam.

Sie war so mit dem beschäftigt, was ihr Emil erzählte! Er betrachtete sie mit so viel Liebe, während er zu ihr redete, daß weder er noch sie die seltsame Wirkung bemerkt hatten, die ihr Anblick auf die drei jungen Mädchen hervorgebracht hatte.

»Da seht nun!« rief Juana aus, als Emil, Camilla und der Onkel Morin so ziemlich in der Ferne verschwunden waren. »Da seht nun! 's ist originell und reine Vorbestimmung, daß jene beiden kleinen Mädchen, die wir im Pensionate instinctmäßig verabscheuten, unseren Haß in der Welt verdienen sollten. Du, Hortense, hast es mit Mademoiselle Camilla zu thun, — ich mit Mademoiselle Juliette. Der Zufall ordnet doch die Dinge oft auf seltsame Weise.«

»Setzen wir uns, Juana, wenn's Dir recht ist,« sagte Hortense, »ich fühle mich nicht wohl.«

Eine Steinbank befand sich in einiger Entfernung. Juana und Elise führten ihre Freundin dahin, welche in der That unwohl schien.

Die beiden Bedienten eilten herbei.

»S'ist nichts, gar nichts!« sagte Juana mit der Geberde einer großen Dame zu den allzu dienstfertigen Lakaien. »Laßt uns allein.«

Die Bedienten gehorchten.

Juana setzte sich neben Hortense und ergriff ihre Hand.

»O! wer hätte das geglaubt, daß er mich um eines solchen Mädchens willen verschmäht! mich!« rief Hortense aus und hielt mit großer Mühe die Thräne zurück, die sie zu ersticken drohten.

»Mein Gott! Du bist weniger zu beklagen, als ich, meine Liebe. Er kennt Dich nicht, — er konnte Dich nicht heirathen, jener Herr, — während Julian, wenn er nur gewollt hätte —«

»Also deshalb sah ich ihn niemals mehr an seinem Fenster, seitdem ich das Pensionat verlassen hatte! O! diese Camilla — wie hasse ich sie!«

»Nicht so sehr, als ich jene Juliette hasse — davon kannst Du überzeugt seyn!«

»Er wird sie ohne Zweifel auch heirathen — e r!«

»Es sieht mir ganz darnach aus. Der alte Herr, der sie begleitete, scheint ein Verwandter zu seyn. Dieses Dämchen hat also Verwandte, wie es scheint — vielleicht auch solche gelegenheitliche Verwandte, wie Juliette einen Gelegenheitsvater hat.«

»Boshafte Evastochter!« sagte Elise lächelnd zu Juana.

»Boshaft! Du nennst mich boshaft,« entgegnete Juana, indem sie Elise mit Mitleid ansah, »weil ich jenes Geschöpf verabscheue und verachte, das ein Glück besitzen

soll, um welches ich eine Königin beneidet haben würde? Ach! meine arme Elise! wie sehr kannst Du Gott danken, daß er Dir ein Herz gegeben, welches nur dann pocht, wenn Du Dich außer Athem gelacht hast.«

»Ja, Elise ist sehr glücklich,« murmelte Hortense, »sie liebt nicht!«

»Pah! ich vermäle mich wie Ihr mit einem Manne, für den ich gar nichts empfinde.«

Juana zuckte zusammen und stand rasch auf.

»Lassen wir die Heirathen in Ruhe!« sagte sie. »Wir haben seit geraumer Zeit über diesen Gegenstand Alles gesagt, was sich darüber sagen läßt.

»Allein es war uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, bis heute aufgespart, Alles zu erfahren!

»Wir kennen jetzt diejenige, die Herr Emil Valtin seiner Liebe für würdig erachtet hat.

»Das soll für uns nicht verloren seyn.

»Hortense, Elise, ich habe Euch geschworen, daß ich mich für die schmachvolle Heirath rächen werde, die man mir aufnöthigen will.

»Erinnert Euch auch an das: Ich werde jene Juliette dafür strafen, daß sie von Julian Rigaut geliebt worden ist!«

Hortense hatte ihre Thränen getrocknet; bei den letzten Worten ihrer Freundin hatte auch ihr Gesicht eine Art von nervöser Aufgeregtheit angenommen.

»Ja, Du hast Recht, Juana,« rief sie, »das ist's! sich rächen muß süß seyn!«

»Sie haben die Gegenwart,« fuhr Juana fort, »wir, wir haben die Zukunft! Die Herren de Presles und Prosper

Becquet haben unsere Ehemänner werden wollen. Juliette und Camilla sind unsere Nebenbuhlerinnen geworden. Wehe ihnen! wehe ihnen!«

»O ja! wehe ihnen!« wiederholte Hortense, indem sie auf Juana zustürzte und sie mit wilder Hast an ihren Busen drückte.

Lächelnd, wie gewöhnlich, betrachtete Elise ihre beiden Freundinnen, die durch die Qualen der Eifersucht und des Ingrimms sich dergestalt hinreißen ließen.

»Aber so schweigt doch,« sprach sie zu ihnen. »Wenn man Euch hörte! Es gehen Leute an uns vorüber und die Bedienten sehen Euch ganz verdutzt an. Sie werden Euch für verrückt halten.«

Juana ergriff wieder Hortensens Arm.

»Wir steigen wieder in unsern Wagen, nicht wahr?« sagte sie zu der Letzteren.

»Mir ist's wirklich am liebsten,« versetzte Hortense mit einem Seufzer. »Ich habe einen Abscheu vor diesem Garten.«

»Ha! wenn ich vor sonst nichts einen Abscheu hätte, als vor dem Garten!« rief Juana mit einem bitteren Lachen aus.

Dann wendete sie sich gegen Elise.

»Na also! Theekessel, wir gehen!« sagte sie zu ihr. »Kommst Du mit?«

»Theekessel? Und mich behandelst Du auf diese Weise? Aus welchem Grunde denn, wenn's Dir gefällig ist?«

Juana konnte ein lustiges Lachen über die komische Verdutztheit Elisens bei dieser in der That sonderbaren Benennung nicht unterdrücken.

»Man wird Dir später eine Erklärung darüber geben,« sagte sie, indem sie Elise freundschaftlich auf die Schulter klopfte.

»Streng genommen sind vielleicht die Theekessel glücklicher, als man glaubt,« setzte sie hinzu. »Und es wird später deine Sache seyn uns darüber Aufklärungen zu geben.«

»Gehen wir jetzt!«

»Gehen wir!« wiederholten Elise und Hortense.

Und die drei jungen Mädchen begaben sich, fortwährend von den beiden Bedienten gefolgt, an das Gitter, wo ihr Wagen auf sie wartete.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wenn Gott mir das Leben schenkt, und es mir, so wie ich hoffe, gestattet ist, die Fortsetzung dieses Werkes zu liefern, welches — ich schwöre es — weit mehr eine erzählte Geschichte, als ein zum Vergnügen ersonnener Roman ist, so wird der liebe und liebenswürdige Leser erfahren, wie Juana und Hortense nach ihrer Vermälung auf ihren Mädchengroll nicht vergaßen.

Ferner, wie Elise, die ihrerseits nichts zu vergessen hatte, in Stand gesetzt wurde, recht Vieles kennen zu lernen.

Zehntes Capitel.

Wo man den Beweis erhält, daß auch ein Advocat ein bischen Herz haben kann.

Folgenden Brief hatte eines Morgens Rigaut, der Advocat, an Rosine Petit, seine Geliebte, geschrieben:

»Meine liebe Kleine!

»Beaumont — Du kennst den dicken Papa ja, den ich vor vierzehn Tagen zum Speisen zu Dir geschleppt habe, — Beaumont gibt morgen ein Frühstück, bei welchem die liebenswürdigsten Frauen von ganz Paris beisammen seyn werden; Du bist von Rechtswegen eingeladen. Erwarte mich also um halb zwölf und mache Dich schön.

»Immer der Deine.
Friedrich.«

Schlag halb zwölf fand sich »Friedrich« bei Rosine Petit ein.

Der ehemalige Lovelace hatte sich nicht damit begnügt, seiner Geliebten blos aufzutragen, sich zu dem bewußten Frühstück schön zu machen, — denn er war gar nicht böse darüber, sie in allen ihren Reizen einigen seiner Freunde zu zeigen, — alten Lebemännern gleich ihm, die Rosine noch

nicht kannten — sondern er hatte an diesem Tage auch selbst mehr als gewöhnlich an seine Toilette gedacht.

Wenn man ihn so sah, wie er geschniegelt und gebiegelt Rosinens Kammermädchen fragte:

»Ist Madame zu Hause?«

— so hätte man ihn beinahe für einen Studenten im ersten Jahr halten können, der neu gekleidet und mit zufälliger Weise wohlgespickter Börse, eiligst seine Grisette abholt, um sie nach dem Prado oder nach dem Château-Rouge zu führen.

Rosine Petit erwartete den »Herrn« in ihrem Boudoir.

Leicht wie Zephyr, obgleich etwas weniger schlank, schwebte Rigaut durch das Vorzimmer und den Salon und schlüpfte in das Boudoir.

Allein beim Anblicke Rosinens, die er mit dem anmuthigsten Lächeln zu begrüßen gedachte, erstarb das Lächeln auf den Lippen des fünfundfünfzigjährigen Galans.

Entsetzlich! Rosine, welche er völlig geputzt und ganz schön für die verabredete Unterhaltung zu finden sich eingebildet hatte, saß ruhig auf einem Divan und stickte, im Schlafrocke und mit Pantoffeln an den Füßen.

Die verblüffte Miene des Advocaten belustigte Rosine einen Augenblick.

»Wie?« rief er aus, »noch nicht angekleidet? Sie sind ja nicht bei Troste, meine Liebe — oder Sie haben meinen Brief nicht empfangen.«

»Ei, ich bin vollkommen bei Troste und habe auch Ihren Brief richtig empfangen,« erwiederte Rosine fortwährend lächelnd. »Ich habe mich nicht angekleidet, weil ich zu

dem Frühstücke, zu welchem Sie mich führen wollen, weder gehen kann noch will.«

Vom Staunen ging die Physignomie Rigaut's in Aerger über.

»Gehen Sie doch! 's ist ein Scherz, Rosine!« erwiederte er, gleichwohl in zurückhaltendem Tone. »Sie wollen nicht — Sie können nicht — Sie sind also krank?«

»Nein.«

»Schlecht aufgelegt?«

»Nein.«

»Dann ist es eine — bloße Laune.«

Rosine ward ernsthafter und gab mit der Hand dem Advocaten ein Zeichen, an ihrer Seite auf dem Canapé Platz zu nehmen.

»Setzen Sie sich da her,« sagte sie zu ihm, »und lassen Sie uns plaudern, wollen Sie? Sie werden auf diese Art auch den Grund erfahren, warum ich mich weigere, Ihnen angenehm zu seyn.«

»Plaudern! plaudern!« rief Rigaut, bei welchem sich der Zorn zu regen begann; »ei! zum Plaudern haben wir keine Zeit, meine liebe Freundin! — Noch einmal — 's ist bereits halb zwölf — man wartet auf uns — und es wäre die höchste Unzukömmlichkeit, wenn —«

»Ich halte Sie ja nicht zurück. Wenn Sie mir nicht einige Minuten zu gönnen vermögen, so gehen Sie immerhin! Was mich anbelangt, so wiederhole ich Ihnen für meine Person, daß ich zu dem Frühstück des Herrn Beaumont nicht gehen werde.«

»Unwiderruflich?«

»Unwiderruflich!«

»Und so mir nichts, dir nichts, ohne Grund und Ur-

sache setzen Sie sich's eigensinnig in den Kopf, mich nicht zu begleiten?«

Rosine zuckte leicht die Achseln.

»Ich bin nicht eigensinnig,« erwiederte sie, »und bitte Sie um Vergebung, daß ich Ihnen nicht gehorchen kann; auch handle ich nicht ohne Grund und Ursache, weil ich im Gegentheile vollkommen geneigt bin, Ihnen die Ursache meines Entschlusses zu erklären.«

Rigaut stampfte voll Aerger mit dem Fuße.

Einen Augenblick hatte er sogar Lust, die angebotenen Erklärungen zu verschmähen und davon zu laufen, wie in der schönen Zeit seiner Jugend, wo er mit seiner Geliebten schmollte, blos deshalb, weil es ihm ein Vergnügen machte, zu schmollen.

Allein zuvörderst war unser Advocat kein Tropf, das weiß man bereits. Derlei Rückfälle in jugendliche Thorheiten dauerten bei ihm nicht lange.

Sodann sagte ihm sein Verstand, daß Rosine wirklich einen triftigen Grund haben mußte, um sich so zu benehmen, wie sie es that.

Endlich sah er sie auch nach der Seite an und obgleich er sie so nicht recht sehen konnte, so fand er doch ihre Miene so treuherzig — so aufrichtig — ja beinahe traurig.

»Na also!« brummte er, indem er der Einladung seiner Geliebten Folge leistete, das heißt, indem er sich neben ihr niedersetzte, »rede also, ich höre Dir zu. Theile mir das große Geheimniß mit, welches Dich zwingt, nicht mitzugehen, um mit mir bei einem lustigen Freunde Champagner zu trinken und Trüffeln zu essen!«

Rosine bemächtigte sich sachte der Hand Rigaut's.

Dann sah sie ihm fest ins Gesicht und sprach:

»Fühlen Sie wirklich ein wenig Zuneigung zu mir, Friedrich?«

Bei dieser Frage, die so unerwartet kam, wie der Hagel im Juli, nahm Rigaut seine erschreckte Miene wieder an.

Er wußte aus Erfahrung, daß Rosine nicht das Weib dazu war, um es darauf anzulegen, ihm auf diese Weise durch plötzliche schmeichelnde Liebkosungen und mit Vorbedacht im günstigen Momente irgend eine Banknote von tausend Francs herauszulocken.

Und dennoch geschieht dies von jenen Damen, die man nach dem Jahre zahlt, und die man dennoch ziemlich oft noch obendrein nach der Stunde zahlen muß, wenn man will, daß sie Einem Folge leisten.

»Ob ich Dich liebe?« gegenfragte der Advocat, »Du fragst mich, ob ich Dich liebe? Und warum fragst Du mich denn um das?«

»Warum? —«

Rosine zauderte ein wenig.

»Warum?« wiederholte sie endlich. »Weil Sie, wenn Sie mich lieben, mein heutiges Benehmen entschuldigen werden. — Meine Tochter vermält sich in einem Monate, mein Freund. — Binnen einem Monate werde ich Paris verlassen haben, um nie mehr hierher zurückzukehren. Gestern bereits habe ich dies geschworen. — Ich habe geschworen, für immer mit meinem vergangenen Leben zu brechen. — Und heute mache ich damit den Anfang, meinen Schwur zu halten.«

Rigaut sah Rosine Petit an, wie er allenfalls die Erscheinung des Medusenhaupts angestarrt hätte.

»He da! träume ich denn etwa?« stammelte er. »Du gehst von Paris weg, — Du gibst dein vergangenes Leben auf, — Du willst einen Schwur halten! — Ja, was bedeutet denn dies Alles?«

»Das bedeutet, daß ich meine Tochter mit einem ehrenhaften Manne verheirathe, — und da ich in Ermanglung eines ehrlichen Namens, den ich meinem Kinde nicht geben kann, ihr wenigstens das Glück, das ihr der gütige Gott schickt, ungetrübt und ruhig lassen will, so verbanne ich mich selbst, ohne Wiederkehr, um nicht ein Hinderniß oder ein Schandflecken für dieses Glück zu seyn. Ich habe die Wahrheit gesprochen, Rigaut. In einem Monate wird meine Tochter vermält seyn, — in einem Monate reise ich ab nach —«

»Nach?«

»Nach einer keinen Provinzstadt, wo ich allein mitten unter einigen Blumen leben werde, — glücklich allein durch die Briefe, die mir meine Tochter gewiß schreiben wird!«

Rigaut sprang ungestüm empor.

»Das ist schön! sehr schön!« rief er aus. »In der That, — ich verstehe. Nach allem dem, was Sie bereits für Ihre Tochter gethan haben, werden Sie Ihr Werk vollenden, — indem Sie sich so benehmen, wie Sie so eben sagten. Indessen werden Sie — unter uns — doch zugeben, — daß ein solches Opfer vielleicht ein Bischen übertrieben ist. Paris zu verlassen, — in Ihrem Alter! — 's ist barbarisch! Ha! wenn Sie noch wenigstens vierzig Jahre zählten! Aber Sie sind noch jung und hübsch! Wenn Sie sich allenfalls noch in Ihrem Hause mehr isoliren wollten, so ließe ich mir's noch gefallen, — obgleich Sie sich, — so

viel ich weiß, — ohnehin nicht an die Ecken anschlagen ließen. Aber sich zu verbannen, — weil man seine Tochter vermält! Ei, wenn sie einmal verheirathet ist, — was kümmert Sie, streng genommen, das weiter? Die Welt, in die Sie gehen, und jene, wo man Sie empfangen wird, — sind so verschieden und eine von der andern so entfernt. Geben Sie es nur zu, Rosine, — Ihre übertriebene Strenge ist rein für nichts. Sie können ganz gut in Paris bleiben, ohne daß Ihre Tochter oder Ihr künftiger Schwiegersohn —«

Rosine Petit unterbrach den Advocaten mit einer Geberde.

»Schon gut, schon gut!« fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, während welchem er zu oft sein Sacktuch mit der Nase in Berührung brachte (fünfmal in drei Secunden), als daß möglicher Weise auch nur die Hälfte davon Folge eines natürlichen Bedürfnisses gewesen seyn konnte. »Schon gut! gehen Sie nur, Rosine, — ich halte Sie nicht zurück. — Und wenn es in diesem Momente Ihnen frommen kann, wenn ich Ihnen Lebewohl sage, so spreche ich: Leben Sie wohl! Indessen hatte ich nicht geglaubt, daß Sie nach einer Liaison von fünf Jahren mich so verlassen würden, — mich, der ich Ihnen so oft bewiesen habe, wie sehr ich an Ihnen hänge, — mich —«

»Sie, der Sie der Beste der Menschen sind!« rief Rosine aus, indem sie auf Rigaut zustürzte.

Rigaut wendete rasch den Kopf ab.

Aber es war bereits zu spät.

Dieser Mann hatte in seinem Leben wohl hundert Liebschaften gehabt und vielleicht nicht wegen einer einzigen von denselben eine Thräne vergossen.

Dieser am Körper und am Geiste abgelebte Mann hatte sich am Ende seines galanten Lebens eine Maitresse als einen Luxusgegenstand genommen.

Mit einem Worte dieser Mann lachte immerwährend.

Und so eben war aus den Augen dieses Mannes eine Thräne niedergerollt.

Und diese Thräne sagte, daß sein Herz noch schlug, daß Rosine würdig war, es zum Schlagen zu bringen.

Rosine hatte diesen kostbaren Wassertropfen gesehen, der sich zwischen den Falten im Gesichte ihres alten Freundes Bahn brach.

»Ha!« flüsterte sie, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang; »ich glaubte nichts mehr auf der Welt zu lieben, als meine Tochter, aber ich irrte mich, — ich liebe auch Sie! auch Sie!«

Rigaut stieß einen Freudenschrei aus.

»Wahrhaftig?« murmelte er, indem er sich an seine Geliebte anschmiegte.

»Gewiß und wahr!« wiederholte sie. »Ich werde also abreisen, — es muß seyn. Sie verzeihen mir's. — Aber dort wo ich hingehe, — können Sie mich jede Woche sehen, — wenn Sie wollen —«

»Wo also?«

»Nun — in Fontainebleau; — mich dünkt, — das ist doch nicht weit von hier, — auch werden Sie dort Ihr Zimmer haben.«

»Ihr Zimmer?«

Rosine lächelte.

Rigaut betrachtete sie mit Wonne.

»Ich danke Dir, Rosine,« sagte er zu ihr. »Reise demnach in Gottesnamen. Ich aber werde Dich nicht verlassen.«

Und der Ex-Roué drückte einen Kuß auf die Lippen seiner Geliebten.

Ach! in diesem Augenblicke zählte er nicht mehr als zwanzig Jahre.

Eilftes Capitel.

Der Bravo.

Martial d'Aubigny bewohnte in der Straße de la Paix, Nr. 6 eine Wohnung, welche jährlich sechstausend Francs kostete.

Man bemerke wohl, daß ich sage: »welche kostete,« nicht aber: »welche **ihm** kostete.« Es war ein sehr reicher Engländer, Lord D . . ., welcher die Wohnung des Vagabunden zahlte oder vielmehr gezahlt hatte.

Und wenn der Leser nun zu erfahren wünscht, welchem glücklichen Zufall es Martial d'Aubigny verdankte, daß er solcher Art auf Rechnung des Lord D . . . ein Quartier fand, so werde ich in wenigen Worten dieses Problem lösen, das beim ersten Anblick und sogar auch beim zweiten ziemlich außerordentlich aussieht.

Martial d'Aubigny war von guter Familie; zum Unglücke bedeutet das nicht auch, daß er aus einer reichen Familie war, sondern gerade das Gegentheil.

Indessen war seine Erziehung eine sehr sorgfältige gewesen, und wenn er mit zweiunddreißig Jahren so herunter gekommen war, daß er von einem Fünffranken-Stück acht Tage lang leben mußte, wenn er sich dadurch ein's verdient hatte, daß er in irgend ein kleines Theater-Journal ein paar Zeilen schmierte, — das sich von Zeit zu Zeit herabließ ihm einen Winkel der Gastfreundschaft zu gönnen, — wenn Martial d'Aubigny, sagen wir, in dem Alter, wo man so ziemlich am Ziele angelangt seyn muß, widrigenfalls man ewig unterwegs bleibt, in einer so elenden Lage war, so rührte das ganz einfach daher, weil er erstens kein Talent hatte, — was schon ein ziemlich triftiger Grund ist, — sodann, weil er faul war, — und endlich, weil er es spaßig fand diese precäre Lebensweise zu führen, wenn er auch dabei oft Gefahr lief, Hungers zu sterben.

Was will man? Man macht sich einen Ruf, wie man eben kann! — Martial d'Aubigny hatte den Ruf, daß er nicht jeden Tag etwas zu essen hatte, und er rühmte sich dessen.

Als ein Herostrat von neuer Art richtete der arme Junge, — nur damit man von ihm reden sollte, — seinen Körper zu Grunde, — jenen Körper, der, ob er nun schön oder häßlich seyn mag, jedenfalls ein wunderbares Werk Gottes ist.

Genau bedacht gibt es eine Menge Leute, die sich lieber freiwillig und öffentlich ihre Seele mit Schmutz beladen, als daß sie unbekannt blieben.

Martial d'Aubigny, der, wie man sieht, ein ziemlich armer Teufel war, besaß eine Schwester, die ihm in Excentricitäten nichts nachgab; nur waren sie allerdings von einer andern Art.

Die Familie d'Aubigny, die ehemals in der Welt in einem großen Glanze dagestanden war, erlosch auf diese Weise in ihren letzten Abkömmlingen.

Das ist die verhängnißvolle Geschichte der Völker, der Familien und der Raketen. Sie steigen, — steigen immer, — blenden, — dann kommt ein Windstoß nnd Alles ist aus.

Martial und seine Schwester Clorinde waren der Windstoß ihrer Familie.

Ganz Paris hat Clorinde gekannt, das nichtswürdigste Geschöpf in ganz Frankreich und Navarra; Clorinde die im Theater des **Funambules** Komödie gespielt, im Vaudeville-Theater getanzt und in der Oper gesungen hat.

Und jetzt glaube ich begnügt sie sich damit, einzig und allein z u l i e b e n, und zwar in Rußland, wohin sie ein reicher Fürst, ein Liebhaber von Curiositäten, mitgenommen hat, nebst einem vollständigen Service von altem Sèvres-Porzellan, zwölf schottischen Dachshunden, die nicht größer sind als eine Faust und einer Sammlung von sämmtlichen Glaubensbekenntnissen der Repräsentanten in der constituirenden Versammlung der Republik.

Aber kommen wir einmal mit der Wohnung Martial d'Aubigny's zu Ende.

In der Epoche, von der wir reden, war Clorinde d'Aubigny von Lord D... ausgehalten worden.

Eines Tages hatte Lord D... seiner Maitresse eine Reise in die Schweiz vorgeschlagen.

Clorinde, die für den Augenblick eben bei guter Laune vor, hatte den Vorschlag Lord D...'s angenommen.

Da man aber nicht weiß, ob man lebt oder stirbt, so war es ganz zwecklos in Paris die Möbeln zurück zu lassen, die so viel gekostet hatten, und die vielleicht lange unbenützt bleiben sollten, — und deshalb hatte Clorinde ihr Mobilar verkauft.

Nur hatte sie am Tage vor ihrer Abreise ihren Bruder Martial, — der damals, dankbar gegen seine Schwester, jeden Tag was zu essen hatte, — zu sich kommen lassen und zu ihm gesagt, während sie ihm fünfhundert Francs in die Hand drückte:

»Da nimm, — ich verlasse Paris; diese Wohnung ist von Lord D . . . contractlich noch auf drei Jahre vorausbezahlt. Wenn es Dir ein Vergnügen macht, so laß dein Nest in der Temple-Straße im Stiche, wo Du im fünften Stocke hausest, und zieh Dich hierher. — Ich lasse Dir keine Möbeln zurück, sie würden Dich nur geniren.«

Und auf diese Weise bewohnte Martial d'Aubigny in der Friedensstraße eine Wohnung um 6000 Francs, die aus zwölf größeren und kleineren Gemächern bestand, welche Ciceri gemalt hatte.

In diesen zwölf Zimmern hatte Martial in Ermangelung anderer Einrichtungsstücke sein Mobilar folgender Maßen vertheilt:

1. Im Vorzimmer befand sich ein Schämel und zwei Pfeifen.

2. Im Speisesaale eine Wasserflasche und zwei Pfeifen.

3. In einem der Schlafzimmer sein Feldbett, ein Stuhl und zwei Pfeifen.

4. Im zweiten Schlafzimmer ein kleiner Tisch zum Schreiben und zwei Pfeifen.

5. Im Boudoir eine Pfeife.

6. Im Toilettecabinet ein Wassertopf und eine Pfeife.

7. Im Salon sechs Pfeifen.

8. Im Badecabinet zwei Pfeifen.

Und auf diese Weise gin'gs fort bis ans gänzliche Ende der Zimmer, Cabinete und Pfeifen.

Martial hatte die Gewohnheit, so oft er einen neuen Freund aus der Kneipe in seine Wohnung führte, diesem zu sagen, er wolle ihm das reichste Meublement der Hauptstadt zeigen.

Nun war eines Morgens Martial d'Aubigny mit einem seiner Möbeln im Munde eben in sein Boudoir gegangen, als das Geräusch von Schritten, die in den ersten Zimmern der Wohnung ganz gemächlich wiederhallten, unsern Vagabunden in der Besorgung seiner Toilette störte, die übrigens eben nicht die sorgfältigste war.

Da Martial die Gewohnheit hatte, seinen Schlüssel an der Thür stecken zu lassen, wenn er nach Hause kam, und zwar in der Absicht, sich beim Fortgehen die Mühe zu ersparen, ihn wieder anzustecken, so gelangte man auf diese Weise ohne anzuläuten, zu ihm, — nachdem man ihn jedoch oft früher eine geraume Zeit in der Leerheit seiner Gemächer hatte suchen müssen.

Allein derjenige, der sich an diesem Tage bei Martial einfand, war in die Gewohnheiten des Hausherrn völlig eingeweiht, er wußte daß um Mittag der Letztere sich in seinem Boudoir befand.

Er gelangte also, ohne sich zu verirren, bis in das Boudoir.

Und Martial stieß bei seinem Anblicke einen Freudenschrei, einen Namen und eine Frage aus.

»Ha! — Carl Mazières! — Kommst Du, um mir ein Frühstück anzubieten?«

Carl Mazières drückte die Hand, welche ihm der Vagabund reichte.

Dann antwortete er lächelnd:

»Ich komme, um Dir nicht blos ein Frühstück, sondern Mittagsmahl und Nachtmahl für einen ganzen Monat anzubieten.«

Martial richtete sich vor Erstaunen in seiner vollen Länge empor.

»Ah pah!« sagte er. »So viel Nahrung auf einmal! — Du willst mich also in die Kost nehmen? Hinter dieser Wohlthat steckt etwas, o Carolus! Du bist vielleicht Magnetiseur geworden und hast in mir ein taugliches Individuum zum Magnetisiren erkannt, he?«

»Hol' mir einen Sessel, — nimm Dir einen zweiten für Dich, — gib mir Feuer um meine Cigarre anzuzünden und höre mich an,« entgegnete Carl Mazières in ernstem Tone, »ich habe Dir ein wichtiges Geschäft vorzuschlagen.«

Rasch eilte Martial ins Schlafzimmer und ins Vorzimmer, brachte die verlangten Stühle in Gestalt zweier Schämel zusammen, versah sich unterwegs mit Zündhölzchen und kam, nachdem er auf diese Weise seine Runde vollendet hatte, zu Carl zurück.

Sie setzten sich.

Martial zündete seine Pfeife an, welche ausgegangen war.

Carl verfertigte sich zwischen zwei Fingern ein Cigarito, das so spanisch als möglich aussah.

»Sag einmal, Martial,« sprach er sodann in leichtem Tone, »wie steht's mit deiner Wette um die hundert Francs im Atelier von Delice, — Du hast sie doch gewonnen, weil Du die fraglichen hundert Sous aufgetrieben hast? Hat sich dein Gegner dabei ehrlich benommen? Hat er bezahlt?«

Martial zuckte die Achseln.

»Pah!« rief er aus. »S' war ein Vertrauensmißbrauch! eine Gemeinheit! ein Schelmenstück! He? Als mein Gegner mich im Besitze der hundert Sous sah, die Du mir geliehen hattest, wollte er die Zeugen dieser Scene zuerst überreden, daß das Goldstück von Pappendeckel sey. Und als er de visu überzeugt worden war, daß die Falschmünzerei mit dem Gewinne meiner Wette nichts zu thun habe, wagte er zu behaupten, die Wette sey null und nichtig, weil wir beim Eingehen derselben es vernachlässigt hätten, uns einen Handschlag darauf zu geben. Kurz er trieb die Unverschämtheit soweit, daß er sogar noch meine hundert Sous von mir zu leihen nehmen wollte. Pfui! — Wenn's nicht wegen Delice gewesen wäre, bei dem wir uns befanden, so hätte ich dem schlechten Witzmacher eine Lection gegeben, um ihn zu lehren, daß er mich ein anderes Mal nicht in die Nothwendigkeit versetzen solle, Schulden zu machen!«

Carl Mazières sann einen Augenblick nach.

»Ach! Du hättest also deinem Gegner eine Lection gegeben?« sagte er dann. »Und w i e denn?«

»Wie einfältig Du bist! So wie man Lectionen gibt, — Parbleu! mit dem Degen oder der Pistole.«

»Ja, ja, — ich verstehe schon, Du würdest Dich also gerne schlagen, he?«

»Ei! ich hab's bewiesen, meine ich! Ich habe mich siebenmal in meinem Leben geschlagen — und bin ein Schüler von Gâtechair, — das ist wohl genug, mein Guter, glaube ich! Ich habe sogar Bertrand bei einer öffentlichen Fechtproduction einmal getroffen!«

»Ich halte Dich dessen fähig. Ja, ja, — ich weiß, daß Du kein Hasenfuß bist.«

Und während er so sprach, legte Carl seine Hand auf die Schulter Martials.

»Und wenn ich nun,« fuhr er fort, »Dich ersuchen würde, — um mir einen Gefallen zu thun, — noch ein achtes Mal vom Leder zu ziehen, — nur so des Spaßes wegen, — und mich von einem Individuum zu befreien, das mich genirt?«

Martial heftete auf den Sprechenden einen Blick voll Ueberraschung.

»Ah!« sprach er langsam, »Du hast es nothwendig, daß man Dich von Jemand befreit? Und Du schlägst mir vor, das Individuum à faire zu nehmen, wie man beim Billardspiel sagt? Ha! ha! ha! Das ist drollig! Ich glaubte, daß Partien dieser Art bereits in die Kategorie der Kindermärchen gehörten, — selbst in Italien, wo vor Zeiten, wie es scheint, derlei Sachen sehr häufig vorgekommen sind. Geh doch, — Du scherzest, nicht wahr?«

»Ich spreche so ernsthaft als möglich,« entgegnete Carl Mazières, ohne das Gesicht zu verziehen.

»Wirklich?«

»Nun freilich. Ich bin eigens wegen dem hierher gekommen.«

»Ah! Du bist wegen dem hieher gekommen? — Schau! schau! — Hör' mich einmal an; — was ich Dir jetzt sagen werde, steht in gar keiner Beziehung zu meiner späteren Antwort, das sage ich Dir gleich von vorn herein, — 's ist blos eine simple vorläufige Bemerkung, die ich Dir machen will, wenn Du's erlaubst. — Da Du mich aufforderst, mich mit dem Individuum zu schlagen, welches Dich genirt, — so mußt Du wohl selbst vor jenem Individuum gewaltig Furcht haben.«

Carl Mazières wurde roth bis in die Wurzeln seiner Haare.

»Ich darf mich nicht selbst schlagen,« rief er rasch, »man hat es mir verboten.«

»Man hat's Dir verboten! Ah so! Nun bin ich im Reinen! Ich spiele hier die Rolle des Bravo und Du bist der erste Liebhaber, der eine angebetete Geliebte rächt, — ohne selbst auch nur einen Ritz in der Haut zu wagen! — Jedenfalls ist das drollig! — Ich habe schon sehr spaßige Dinge gesehen, aber niemals etwas, was so außerordentlich spaßig war!«

Carl Mazières ließ sich eine Bewegung der Ungeduld entschlüpfen.

»Zum Guckuck!« rief er aus; »es handelt sich gar nicht darum, uns in leere Betrachtungen einzulassen! Ich weiß eben so gut, daß ein Duell, das gewissermaßen mittelst Uebertragung vor sich geht, in unsern Tagen eine ziemlich ungewöhnliche Sache ist, — allein abgesehen davon, daß es eine Unzahl solcher ungewöhnlicher Dinge gibt, die

nichtsdestoweniger ganz behaglich vor sich gehen, ist der wichtigste Umstand der, daß ich vor Allem wissen muß, ob wir uns gegenseitig verstehen. Ich fasse also noch einmal die ganze Angelegenheit kurz zusammen, wenn Du mich anhören willst:

»Ich kann mich nicht schlagen, — nicht etwa, weil ich Furcht habe, sondern weil eine Herausforderung von meiner Seite gegenüber der fraglichen Person zu keinem Resultate führen würde.

»Willst Du die Herausforderung übernehmen und statt meiner den Degen führen?

»Ich habe oft sagen gehört, daß Du Dich gut raufest.

»Eben so hörte ich, daß Du Dich um dein Leben soviel kümmertest, wie um das Schwarze unter dem Nagel.

»Hier sind vierhundert Francs —«

Während Carl Mazières diese Worte sprach, hatte er eine Börse aus der Tasche gezogen und ließ sie in seiner Hand springen.

»Schlägst Du Dich, so sind sie dein,« fuhr er fort. »Bleibst Du Sieger, so werden sie Dir zu deiner Unterhaltung dienen; wenn man Dich tödtet —«

»So wird das Geld dazu dienen, mich begraben zu lassen,« ergänzte spöttisch Martial, der seit dem Erscheinen der Geldbörse nicht einen Augenblick die auf- und niederfliegende Bewegung des Geldes zwischen den Fingern von Carl Mazières aus den Augen verloren hatte.

Der Letztere antwortete nichts auf den Satz, welchen Martial d'Aubigny in Form eines Corollariums seiner Rede angefügt hatte.

Er begnügte sich zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe zu nicken.

Martial blieb noch einige Augenblicke in Betrachtung der auf- und niederfliegenden Börse versunken.

Dann sprang er mit einem Male in die Höhe und rief: »In der That! 's ist zu originell, als daß es in Complimenten vorübergehen sollte. Ich nehme die vierhundert Francs an. Alles eins! wetten wir, Carl, daß es Dich in diesem Augenblicke sehr unterhält, gegenüber von mir den großen Herrn zu spielen, der seine Rache zahlt, so wie es mich unterhalten wird, die Rolle des Bravo zu spielen, der sich nach einem bestimmten Preis für den Stoß rauft!«

Carl konnte ein lautes Lachen nicht unterdrücken. Martial hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. So wenig edel der Charakter von Madame la Chambaudier's Liebhaber auch seyn mochte, so hätte er's doch gewiß nicht gewagt, in dieses Abenteuer, wo die schöne Seite jedenfalls nicht für ihn war, sich einzulassen, wäre es nicht mit einem gewissen romantischen Anstriche geschminkt gewesen.

»Wer ist der Unglückliche, mit dem ich's zu thun habe?« begann Martial auf's neue. »Kenn' ich ihn? Ah! wenn's etwa ein Freund ist, so weißt Du, Carl, daß der Vertrag nicht gilt.«

»Beruhige Dich nur, 's ist kein Freund.«

»Dann laß ich mir's gefallen. Wer ist's denn also?«

»Du kennst ihn nicht, oder höchstens vom Sehen aus. Ich werde ihn Dir diesen Abend zeigen.«

»Wo denn?«

»In der Opéra-Comique.«

»Ei! ei! es soll also im Theater losgehen. Um so besser; dort werde ich auf meinem Boden seyn. Nur hätte

ich einen minder aristokratischen Ort vorgezogen, — etwa das Theater **Ambigu** oder die **Folies** zum Beispiel. Es genirt Einen, einen Streit anzufangen, wenn man von lauter Leuten in gelben Handschuhen umgeben ist. Am Ende läßt sich aber die Sache einmal nicht anders veranstalten. Du wirst mir den bewußten Herrn zeigen und ich werde mich schon so benehmen, daß ich ihn zwinge, sich mit mir zu schlagen. Wie wär's, wenn ich ihm eine Ohrfeige gäbe, he?«

»Das ist deine Sache,« entgegnete Carl trocken, denn diese Details begannen ihn von neuem ungeduldig zu machen.

»So ist's, — ich werde ihm eine Ohrfeige oder einen Fußtritt geben, je nachdem ich gerade aufgelegt bin. Wie aber, wenn mir trotz Fußtritt oder Ohrfeige der bewußte Herr seine Karte nicht gibt?«

»Sey ruhig, — ich kenne ihn, — er wird sich keines Falls so erbärmlich benehmen.«

»Gut. Und ich soll also die vierhundert Francs haben? —«

»Auf der Stelle.«

Und Carl warf die Börse in die Hand des Vagabunden.

Damit führte er einen Meisterstreich aus. Bei gewissen Veranlassungen zaudern, heißt zurückweichen. Er hatte dies errathen.

Martial fühlte sich durch diese Verfahrungsweise geschmeichelt, so wie es Carl Mazières erwartet hatte.

»Du zweifelst nicht an mir, mein Freund,« entgegnete er, »das ist schön von Dir! Das macht Dir Ehre und mich rührt es.«

Er ließ die zwanzig Goldstücke aus ihrem seidenen Gefängnisse heraus gleiten und breitete sie auf einem Schämel

aus, wo er sie eins nach dem andern mit Behagen betrachtete.

»Seit Clorinde fort ist,« sagte er dann, »habe ich nie einen solchen lieben Gelbvogel ganz besessen. Arme Clorinde! sie vernachlässigt ihren Bruder gewaltig. — Ich fürchte sehr, daß der guten Schwester in Rußland das Herz eingefroren ist. Sie wird's vielleicht zu lang in der Luft gelassen haben und da wird der Frost dazu getreten seyn. Wenn ich am Ende doch getödtet werden sollte, so wirst Du's möglich machen, daß meiner Schwester eine Locke von meinen Haaren zukommt, nicht wahr, Carl? Das ist so eine poetische Idee, wie ich sie manchmal habe. — Dann kannst Du ihr auch diese vierhundert Francs schicken; es wird ihr spaßig vorkommen, wenn sie von mir Geld erhält. Es wird auch wirklich nur mein Tod im Stande seyn, ein solches Wunder zu bewerkstelligen. Kommen wir also auf unser Duell zurück. Wer werden meine Zeugen seyn?«

»Ich, wenn Du willst, — und noch Jemand, gleichviel wer.«

»Ah! Du darfst also Zeuge seyn?«

»Warum nicht! Alle Tage secundirt man einem Freunde in einem Rencontre mit einem Manne, den man nicht leiden kann, ohne daß deshalb für jenen Mann ein Grund zur Ueberraschung vorhanden wäre. Uebrigens werde ich Dir auch auf diese Art beweisen, daß ich keine Lust habe, mich zu verstecken, obgleich ich meine Interessen Dir übertrage.«

»O dieses Beweises bedurfte ich nicht, — aber das thut nichts, — also gut! Wenigstens wirst Du auf diese Weise sehen, daß ich Dich nicht um dein Geld bestehle. Aber he Du! sag' einmal, — es ist erst Mittag, — oder wenigstens nicht viel mehr. Von jetzt bis zum Abend, wo wir in

die **Opéra-Comique** geben sollen, werden noch einige Tropfen Wasser unter der Brücke Pont-des-Arts dahinfließen. Wie wär's, wenn Du, um mich in die rechte Laune zu bringen, mir ein Bischen helfen wolltest, die Zeit todt zu schlagen, indem Du mit mir frühstückst und dann mit mir speisest. O ich will gleich auf der Stelle mich über's Essen hermachen, denn siehst Du, wer weiß, ob ich morgen vielleicht mehr frühstücken oder mittagmahlen werde.«

»Was fällt Dir denn ein! ein Schüler von Gâchairte!«

»Schmeichler! — Du lobst deine Waare! Nun also, ist's Dir recht? Wollen wir den Tag zusammen verleben?«

Carl Mazières hätte es nicht gewagt, diesen Vorschlag Martials herbeizuführen, aber er hütete sich wohl, denselben zurück zu weisen.

Die Vorsicht erheischte es, was er auch von dem guten Willen des Vagabunden denken mochte, den Letzteren nicht zu sehr sich selbst zu überlassen.

Mit vierhundert Francs in der Tasche und mit Freunden, wie er einige besaß, schwebte Martial d'Aubigny in großer Gefahr, gegen seinen Willen seine Ehrenverpflichtung im Schooße irgend einer Kneipe zu vergessen.

»Bringen wir den Tag zusammen zu, ich bin dabei,« entgegnete Carl Mazières, »zuerst wollen wir frühstücken gehen.«

»Dann werden wir Pferde nehmen und im Boulognerwald die gnädigen Herren spielen. — Das Wetter ist schön, — das wird uns unterhalten.«

»Wir werden Alles thun, was Dir beliebt.«

»Bravo! Ah, noch ein Wort, bevor wir uns der Freude überlassen: es versteht sich von selbst, daß bis zu dem Augenblicke, wo es nöthig seyn wird, uns damit zu

befassen, kein Wort, keine Miene, keine Geberde vorkommen darf, die auf unsere Operation Bezug hat. — Ist's Dir auch so recht? Es wäre mir wirklich lieb, mich in Ruhe zu unterhalten, — und wenn man noch so fest entschlossen ist, irgend eine mehr oder minder angenehme Unternehmung auszuführen, so macht's Einen doch manchmal verstört, wenn man gezwungen ist, unabläßig daran zu denken.«

Diese zweite Uebereinkunft gefiel Carl noch mehr als die erste. Er dachte klug, daß es einen gewissen Muth gibt, den man wie gewisse Waffen nicht zu früh aus der Scheide ziehen darf, wenn man nicht in die Gefahr kommen will, dieselben beim ersten Strauße verrostet zu sehen.

»Also den Mund gehalten, über die Operation,« rief er. »Abgemacht! Lachen wir! trinken wir! schlendern wir den ganzen Tag herum! — und erst am Abend eine Viertelstunde fort mit Rabelais und d'Artagnan gespielt!«

»D'Artagnan,« wiederholte Martial, der, wie sich's von selbst versteht, seinen Dumas auswendig kannte, »glaubst Du, Carl, daß ich dem Musketier d'Artagnan bei dieser Gelegenheit wirklich gleiche? Jener Bursche schlug sich nur für seine Freunde, seine Geliebte und seinen Ruhm, während ich — — Pah, wenn ich ein falscher d'Artagnan bin, so bist Du beinahe ein echter Monsorreau. Das tröstet mich! ist's nicht so? he! he! he!«

Carl Mazières versuchte es mit Martial zu lachen; es gelang ihm aber nur das Gesicht zu verzerren.

Die zufällig passende Vergleichung Martials war nur zu richtig. In der That ließ er wie Monsorreau Jemand tödten, ohne sich selbst einer Todesgefahr auszusetzen.

Dieser Betrachtung fehlte es an Lustigkeit.

Indessen hatte Martial in zweimal Handumkehren seine Toilette vollendet.

Er wollte die vierhundert Francs vor dem Weggehen in die Tasche stecken.

»Zu welchem Zwecke?« sagte Carl, ihn abwehrend. »Nimm ein's von deinen Goldstücken meinetwegen mit, aber das kannst Du Dir denken, daß die Kosten dieses Tages ich bezahle.«

Martial lächelte.

»In der That! Das ist in der Ordnung,« entgegnete er, »wenn man mich morgen umbrächte, nachdem ich dieses Geld in deiner Gesellschaft durchgebracht habe, so wäre dies im Stande, Dir vor Leidwesen eine Indigestion zuzuziehen.«

Und da Carl diesmal eine Art von Schmollmiene nicht verbergen konnte, so beeilte sich Martial hinzu zu setzen, indem er die Hand seines Freundes drückte:

»Werde mir nicht böse. Ich scherzte nur und zwar auf meine Kosten. Von diesem Augenblicke an sind wir nur mehr zwei Freunde, deren Unterhaltung der eine großmüthig auf sich genommen hat. Du wirst mir doch erlauben, Cigarren für Dich zu kaufen. Komm' nur, ich will Dir heute zeigen, wie sich ein Martial benimmt, welcher frühstückt und zu Mittag speist, und zwar — o Glück! — beides an einem und demselben Tage!«

Zwölftes Capitel.

Wie Martial d'Aubigny mit Xavier de Presles Händel sucht.

Xavier de Presles war mit einer Leidenschaft begabt, die in Ermanglung von wirklichen guten Eigenschaften, — welche er nicht besaß, — die Verschrobenheit seines Geistes und seines Herzens ein wenig ausglich. — Man muß von denjenigen, welche wenig besitzen, nicht viel begehren. Er hatte eine Leidenschaft für die Musik.

Jedes Herz, welches sich noch edlen, heiligen oder süßen Freuden öffnet, ist noch kein völlig verdorbenes Herz.

Nur diejenigen muß man aufgeben, die nichts von allen dem lieben, was zu lieben doch so natürlich ist. Besonders bei Frauen muß der Mangel gewisser Gefühlsrichtungen, die doch sonst ihre natürliche Aussteuer sind, streng beurtheilt werden.

Man hat mir erzählt, daß der berühmte Schriftsteller Balzac eines Tages in Gesellschaft mit einer Weltdame zusammentraf, die es für guten Geschmack hielt, sich um jeden Preis als Sonderling hinzustellen, und daß er mit einem Male die Ohren spitzte, als diese Dame in Betreff eines musikalischen Meisterwerks, worauf das Gespräch zufällig gerathen war, folgende Bemerkung gegen ihn machte:

»Uebrigens, mein Herr, liegt mir, um aufrichtig zu

sprechen, blutwenig daran, ob die besagte Oper ausgezeichnet ist oder nicht. Ich gehe in dieselbe nur, weil es alle Welt thut. Ich liebe die Musik nicht.«

»Sie lieben die Musik nicht, Madame?« sagte Balzac, indem er die Sprecherin mit Erstaunen ansah. »Gehen Sie, Sie scherzen!«

»Nein, wahrhaftig nicht,« sagte die Dame, die mit ihrem organischen Fehler wie mit einer guten Eigenschaft prahlte.

Und da Balzac mit der Miene eines liebenswürdigen Zweifels sanft den Kopf schüttelte, fuhr die Dame fort:

»Du mein Gott! lieber Herr, ich werde Sie noch weit mehr überraschen! Sie begreifen es nicht, daß eine Frau das Bekenntniß ablegt, sie liebe die Musik nicht, — nicht wahr? Denn die Mehrzahl der Frauen stellt sich, aus Hang oder Nachahmungssucht, als ob sie bei der mindesten Roulade ohnmächtig würden. Was würden Sie denn erst denken, wenn ich Ihnen sagte, daß ich die Blumen, die doch alle Meinesgleichen vergöttern, vom Herzen verabscheue.«

»Sie verabscheuen die Blumen?« wiederholte Balzac ganz verdutzt.

»Und die Kinder erst!« fuhr unser weiblicher starker Geist fort, denn sie nahm die Ueberraschung Balzac's für Bewunderung, und dies trieb sie in ihrem wüthenden Sturmlauf gegen alles bestehende Glück immer weiter vorwärts. »O die Kinder schon gar! das ist auch Etwas, was ich, Jean-Jacques und allen stillenden Müttern zum Trotz, als Vergnügen gänzlich in Abrede stelle. Pfui! die garstigen, kleinen, schmutzigen, ungeschickten Schreihälse geniren Einen bei jeder Gelegenheit —«

»Also, die Kinder lieben Sie auch nicht?« fiel ihr Balzac ins Wort.

»Bei Gott, nein,« entgegnete die Dame, von Stolz ganz aufgebläht.

»Nun denn, so bitte ich Sie um Verzeihung,« entschuldigte sich Balzac, »allein nach all den Geständnissen, die Sie mir so eben zum Besten gegeben haben, ist's mir unmöglich mein Gespräch mit Ihnen noch länger fortzusetzen.«

Diesmal war die Reihe überrascht zu seyn an der Dame mit den ungewöhnlichen Ansichten.

»Und warum können Sie denn nicht mehr mit mir reden?« fragte die Dame unvorsichtig.

»Warum?« entgegnete der Romanschreiber mit jenem unentschiedenen Tone, der ihm bei gewissen Veranlassungen eigenthümlich war. »Sie fragen mich, warum, Madame? Ganz einfach deshalb, weil es meine Gewohnheit ist, stets gern über die Natur jener Leute im Klaren zu seyn, mit denen ich zusammentreffe. Wenn mir ein Hund unterkommt und es fällt mir ein, ihn zu liebkosen oder ihn zu schlagen, so leckt er mir entweder die Hand oder er beißt mich, aber was er auch thun mag, — er verläugnet es nie, daß er ein Hund ist. —

»Eben so ist's mit einem Menschen, mag er nun albern oder geistreich seyn; sobald er mir zehn Minuten gegenüber steht, langweilt er mich entweder oder er unterhält mich, allein ich bin deshalb nicht minder überzeugt, daß ihn Gott — physisch wenigstens, nach meinem Ebenbilde geschaffen hat.

»Sie aber, Madame, lieben im Gegentheile, allen Gebräuchen und Instincten zum Trotze, die man bei Ihres

Gleichen findet, und die ich in der Welt beobachten oder wovon ich hören konnte, weder die Musik, noch die Blumen, noch die Kinder —

»Sie sind kein Weib, Madame!

»Und da ich nicht weiß, wer Sie sind, so habe ich die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen.«

Und damit entfloh Balzac, ohne sich auch nur einmal umzusehen.

Xavier de Presles hatte also die gute Seite, daß er die Musik liebte.

Er hatte sich eine Abonnementskarte für die **Opéra-Comique** gekauft.

Und beinahe jeden Abend ging er in sein Lieblingstheater, um ein oder zwei Scenen, wo nicht einen Act, zu hören.

Ich sage beinahe, denn seit seine Vermälung bestimmt festgesetzt war, opferte Xavier nothgedrungener Weise seine musikalischen Neigungen ein wenig seinen pecuniären Interessen.

Am Freitage jedoch — der Abend dieses Tages wurde nemlich von der Familie la Chambaudier regelmäßig dazu verwendet, um einer alten Dame einen Besuch zu machen, und der künftige Schwiegersohn fand es für unnütz, gleichfalls hinzugehen und sich zu langweilen, — am Freitage, wiederholen wir, war man gewiß, — so wie es Madame la Chambaudier zu Carl Mazières gesagt hatte, — um neun Uhr oder doch beiläufig um diese Zeit unsern musikliebenden Lion ins Parterre der **Opéra-Comique** eintreten zu sehen, wo er bis zum Ende blieb, was man auch immer aufführen mochte.

Nun war es eben an einem Freitage und die Uhr im Foyer der Opéra-Comique hatte gerade neun geschlagen.

Xavier de Presles hatte in der zweiten Reihe der Sitze nächst dem Orchester Platz genommen.

Es sollte der »Deserteur« gegeben werden; es war eben der Zwischenact nach dem kleinen Stücke.

Ruhig, als ob er nicht acht Tage zuvor über seinem Haupte die Donner des Zornes von Madame la Chambaudier grollen gehört hätte, pflanzte sich Xavier de Presles in seinen Sperrsitz und durchflog nachläßig ein Abendblatt.

In diesem Augenblicke trat ein Mann ins Parterre, der sich bis dahin noch nicht gezeigt hatte, und der gerade auf einen der Fauteuils hinter Xavier zuschritt, wo er sich niedersetzte.

Dieser Mann war Niemand Anderer als Martial d'Aubigny, der seit einer Stunde in Gesellschaft von Carl Mazières gegenüber vom Theater auf dem Posten gestanden war und auf die Ankunft von Xavier de Presles wartete.

Carl Mazières hatte ihm sein Opfer bezeichnet, als dieses sich endlich zeigte.

Martial d'Aubigny hatte sich zuerst wie jeder andere Zuschauer auf jenen Sitz gesetzt.

Indessen hatte sich sein glühendes Auge alsbald auf Xavier gerichtet, der unbefangen in sein Abendblatt vertieft war.

Martials Augäpfel waren roth unterlaufen, seine Lippen trocken, seine Haare krauser als gewöhnlich.

Er hatte diesen Abend, wie man weiß, mit Carl Mazières gespeist.

Er war nicht betrunken, — nicht einmal angestochen, — er hatte in seinem Gehirn blos jenen leichten Nebel, den der Dunst des Weines, wenn er in größerer Quantität als gewöhnlich genossen wird, erzeugt.

Kurz er war, so wie man sehen wird, völlig für die Scene geeignet, die er zu spielen sich anschickte.

Xavier de Presles las noch immer sein Abendblatt mit dem Hute auf dem Kopfe.

Nachdem Martial d'Aubigny einige Minuten in seinem Sperrsitze nachgedacht hatte, stand er rasch auf, stieß mit dem Ellbogen an den Hut des Lesenden und warf ihn vom Kopfe, daß er unter den Sitz rollte.

Die erste Bewegung Xaviers war, seinen Hut aufzuheben, die zweite, sich gegen denjenigen zu wenden, der ihm den Hut auf eine so ungeschickte Weise hinabgestoßen hatte; so dachte er wenigstens.

Martial hatte sich wieder auf seinen Platz gesetzt und mit gekreuzten Armen und unverschämten Blicken saß er unbeweglich gegenüber von Xavier de Presles.

Xavier betrachtete dieses wüste Gesicht, dieses spöttische Auge, dann diese mehr als abgeschabten Kleider, diese handschuhlosen Hände des Individuums, das gleich einer Statue ihm gegenüber saß.

Mehre Personen, die beim Geräusche des fallenden Hutes sich gegen diese beiden Männer gewendet hatten, erriethen alsbald, insbesondere an der Haltung Martials, daß irgend ein unerwartetes Ereigniß statt finden sollte.

Xavier schien nichtsdestoweniger ruhig.

Es fehlte Xavier nicht an Muth, — diese gute Eigenschaft müssen wir an ihm gleichfalls anerkennen, — und wie

alle Leute von Muth war er im Angesichte einer Gefahr vor allem über diese Gefahr überrascht.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« sagte er höflich zu Martial, »haben Sie nicht bemerkt, daß Sie meinen Hut zur Erde geworfen haben?«

Martial begann zu lachen, er wollte mit einer Grobheit antworten.

Allein er hielt an sich, es war bereits zu viel, daß er gelacht hatte.

Er brauchte sich nicht zu beeilen! Er war Edelmann, Xavier de Presles war es gleichfalls.

Es wäre ein Verstoß gewesen, einen Streit auf zu brutale Weise anzufangen.

»Du lieber Gott! mein Herr,« versetzte er, »'s ist unversehens geschehen. Mein Ellbogen ist an Ihrem Hut angekommen, — 's thut mir außerordentlich leid.«

Diese Worte waren beinahe höflich.

Xavier begnügte sich damit.

Allein ein altes Sprichwort sagt: S'kommt Alles darauf an, wie man's meint. Während Xavier sich bei der Entschuldigung Martials leicht verbeugte und sich dann wieder in seinen Fauteuil setzte, dachte er in Betreff des Tones jener Entschuldigungen ungefähr Folgendes:

»Dieser Kerl sucht Händel mit mir. Das ist verdrießlich; denn dieser Spaß kommt mir sehr ungelegen. Aber am Ende bin ich einmal hier und muß hier bleiben. Warten wir ab.«

Der erste Act des »Deserteurs« begann.

Martial stellte sich als ob er zuhöre und sich nicht weiter um Xavier de Presles kümmere.

Xavier de Presles, der nach der Seite den krausköpfigen Herrn betrachtete, dachte bei sich:

»Dieser Kerl war jedenfalls nur ein ungeschickter Tölpel! nun um so besser!«

Indessen war der Kerl wirklich ein Händelsucher.

Als der Vorhang nach dem ersten Acte fiel, wollte Xavier einen Gang ins Foyer machen, und setzte seinen Hut auf, nicht ohne ihn instinctmäßig fest in den Kopf zu drücken.

Allein so fest er auch den armen Hut aufgesetzt hatte, welchen Martial zum Zielpunkte für seine Angriffe gewählt hatte, so widerstand er doch einem zweiten Stoß mit dem Ellbogen nicht und fiel von neuem hinab.

Nun wendete sich Xavier, bleich vor Zorn, um.

Martial d'Aubigny kehrte ihm diesmal den Rücken zu.

Alle, welche den ersten Act dieses kleinen Dramas bemerkt hatten, beobachteten aufmerksam den Beginn des zweiten.

Soviel war den Zusehern sowie auch Xavier klar, daß in der anscheinenden Ungeschicklichkeit Martials eine Absicht lag.

Uebrigens bestätigte seine Haltung in diesem Augenblicke ihre Ansicht.

»Mein Herr,« sagte Xavier mit dumpfer Stimme, indem er sich über die Rücklehne des Fauteuils gegen Martial neigte, »mein Herr!«

»Was denn?« entgegnete Martial, blos den Kopf umwendend.

»Sie sind ein Tölpel, mein Herr, verstehen Sie! ein Tölpel!« fuhr Xavier stets mit leiser Stimme fort, »und ein Tölpel verdient sonst nichts als dieses.«

Und die That den Worten zugesellend, schlug Xavier mit der Rückseite der Hand Martial den Hut vom Kopfe, daß er zehn Schritte weit weg rollte.

Es stand geschrieben, daß dieser Tag der Vernichtungstag für die Hüte in der **Opéra-Comique** seyn sollte.

Nur kämpften unsere beiden Gegner nicht mit gleichen Waffen; Xavier de Presles trug nemlich einen neuen Hut und der Filz Martial d'Aubigny's war keine dreißig Sous werth.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Einige Minuten nach dieser Scene, als eben der zweite Act des »Deserteurs« begann, eilte Martial hinaus, um sich wieder mit Carl Mazières im Foyer zusammen zu finden, wo dieser den Ausgang des Abenteuers abwartete. Martial zeigte ihm die Karte von Xavier de Presles und sprach:

»S'ist geschehen, 's ist geschehen! S'ist gar nicht schwer gegangen. Morgen um zehn Uhr in der Frühe schlagen wir uns auf Degen im Boulogner-Hölzchen.

»S'ist mit lauter Stößen auf die Hüte ins Werk gesetzt worden, mein Lieber; 's war sehr komisch.«

»Wenn ich morgen nicht getödtet werde, so werde ich ein paar Zeilen in den »Corsaire« einrücken lassen, über diese neue Manier sich zu begrüßen, indem man sich gegenseitig den Hut hinabschlägt.«

Dreizehntes Capitel.

Der Blutpreis.

Als sich Carl Mazières am Donnerstage von Madame la Chambaudier getrennt hatte, machte er sich anheischig, am zweiten Tage darauf ihr in aller Frühe zu wissen zu machen, was am Tage zuvor im Theater zwischen Xavier de Presles und dem Bravo, an den er sich gewendet, vorgegangen seyn würde.

Um acht Uhr Morgens trat Rosalie — die Kammerfrau von Madame la Chambaudier und zugleich ihre Vertraute — in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin, die noch, wie sich's von selbst versteht, im Bette lag — und übergab ihr folgendes Billet, das ein Commissionär so eben heimlich gebracht hatte:

»Alles ist meinen Hoffnungen entsprechend gelungen; man schlägt sich morgen um zehn Uhr; ich bin der Secundant meines Mannes. Kommen Sie um Mittag zu mir; ich werde Ihnen mittheilen, ob unser Plan vollkommen gelungen ist.

»Ich liebe Sie.

»Carl.«

Das war lakonisch. Aber wenn man sich eben anschickt, einen seiner Mitmenschen durch ein mehr oder weniger er-

laubtes Mittel tödten zu lassen, so ist's wohl erlaubt, die rhetorischen Blumen wegzulassen, wenn man seinen Mitschuldigen davon in Kenntniß setzt.

Madame la Chambaudier hätte diese Betrachtungen eben so gut anstellen können, wie wir es thun; allein sie war vor Allem Weib, was soviel bedeutet, als daß sie so lange richtig sah, als ihre Einbildungskraft sie nicht ins Unwahrscheinliche hinausriß. Der Brief ihres Geliebten kam ihr demnach trocken, eisig, beinahe unartig vor.

Sie las ihn auf der Stelle zum zweiten Male durch und ein Schauer durchrieselte ihren Körper bei den Worten:

»Man schlägt sich morgen.«

Warum schauderte sie? Blos deshalb etwa, weil Carl galant zu seyn vergaß, während er nur ihr zu dienen bedacht war? — oder nur deshalb, weil das Bild dieses Kampfes, der sich ihr so nackt vor die Augen stellte, ihr peinlich war?

Sie hatte übrigens in jener Nacht auch schlecht geschlafen, da das Ereigniß, welches sich verbreitete, oder vielmehr, welches sie vorbereitet hatte, ihren Geist befangen hielt.

Madame la Chambaudier las den Brief von Carl Mazières noch zweimal durch und sagte dann in kurz angebundenem Tone zu Rosalie, die ihre Befehle erwartete:

»S'ist gut, ziehen Sie sich zurück.«

Sodann überließ Madame la Chambaudier das Papier, welches sie zwischen ihren Fingern hielt, dem Zufalle, und indem sie ihr Haupt auf das Kissen zurücksinken ließ, versenkte sie sich maschinmäßig in ein Meer von melancholischen Betrachtungen.

Von Betrachtungen zu Abschweifungen ist häufig nur ein Schritt, selbst bei Leuten, die völlig munter sind. Viel leichter ist's für ein schuldbeladenes, von Schlaflosigkeit gequältes, vom Schweigen eingewiegtes Gewissen.

Madame la Chambaudier hatte angefangen mit offenen Augen zu träumen, und zwei Scenen waren der Hauptgegenstand dieser Träumereien; in der Ferne Xavier de Presles auf der Erde hingestreckt, durchbohrt von dem Eisen eines Raufboldes, in ihrer Nähe aber Carl Mazières, der auf sie zueilte und ihr ins Ohr flüsterte:

»Ich habe Ihnen gehorcht — er ist todt.«

Allgemach wurden die Augenlieder von Madame la Chambaudier schwer und der Schleier der Träume verhüllte sie.

Etwas Seltsames für diesen Augenblick ereignete sich! Die Gegenwart und die Zukunft launisch verlassend, fühlte sich Lydie wider ihren Willen zur Vergangenheit hingezogen. Menschengesichter huschten im Kreise um sie her und grüßten sie mit ironischer Miene. Es waren ihre ehemaligen Liebhaber. Alle — und ihre Zahl war doch groß! und der spöttischste unter ihnen schien Raymond Baumel zu seyn, — alle betrachteten sie und sprachen mit einem bittern Lächeln zu ihr:

»Du hast niemals geliebt! Warum hast Du mit uns gespielt? Ist's Dir unbekannt, daß Gott für Herzen ohne Treue und Glauben, so wie ohne Ehre, früher oder später eine Züchtigung aufbewahrt?«

Indessen fühlte sich Madame la Chambaudier doch mit einem Male in ihrem Traume ruhiger und glücklicher. Der

Raum vor ihren Blicken ward frei, — nur eine einzige Gestalt blieb unbeweglich an ihrem Platze, — aber diese reichte herzlich und fröhlich der Geliebten die Hand.

Es war die Gestalt von Carl Mazières.

Lydie streckte die Hand aus, um diejenige zu drücken, die man ihr entgegen hielt.

Wehe! Carl Mazières wich vor diesem Drucke zurück, — sein Gesicht nahm eine Todtenfarbe an — seine Augen erloschen, — er wankte, während er wie ein Schatten vor seiner Geliebten dahin glitt.

Welchen Grund hatte er denn, um auf solche Weise vor ihren Liebkosungen zu fliehen?

Ach!

Madame la Chambaudier stieß einen furchtbaren Schrei aus und fuhr erwachend auf ihrem Bette in die Höhe.

Sie hatte, in dem Momente, wo sie die Hand ergriff, die er ihr stets zurückweichend entgegen streckte, Carl Mazières mit Blut bespritzt vor sich gesehen, wie er, die Brust von einem Degen durchstoßen, eben kraftlos zu Boden sank.

Mit kaltem Schweiß bedeckt, mit sträubendem Haare und irrem Blicke blieb Lydie einige Zeit in ihrer Stellung, bevor sie zu sich kam.

Endlich entrang sich ein Seufzer der Freude ihrer Brust. Sie hatte nur geträumt, sie war in ihrem Hause, in ihrem Zimmer, in ihrem Bette!

Und wie um sie zu überzeugen, daß das, was sie umgab, das wirkliche Leben sey, begann in diesem Augenblicke

die Pendule auf dem Camine mit ihrer Silberstimme die rasch aufeinanderfolgenden Schläge der eilften Stunde erklingen zu lassen.

»Eilf Uhr schon!«

Es war Madame la Chambaudier eingefallen, daß Carl Mazières sie um Mittag erwarte.

Die bösen Träume waren verschwunden.

Sie erinnerte sich nur mehr an Eines: daß sie nemlich binnen sechzig Minuten erfahren sollte, ob man sie an einem Feinde gerächt, oder was noch mehr war, ob man sie von einem Ueberlästigen befreit habe.

Sie legte den Finger an eine Glocke, die auf dem Nachtkästchen stand, um Rosalie zu rufen.

Die Glocke ertönte.

Alsbald ließen sich Schritte vernehmen, aber sie waren schwerer als die eines Frauenzimmers.

Einleuchtender Weise war es nicht Rosalie, welche kam.

Ueberrascht wartete Madame la Chambaudier, den Blick nach der Thür gerichtet.

Die Thür ging auf.

Und Madame la Chambaudier stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Xavier de Presles trat in das Schlafgemach seiner ehemaligen Geliebten.

Die Haltung Xaviers war ernster als gewöhnlich; auf seinen Zügen, die von einer ganz neuerlichen Aufregung entstellt schienen, war der Ausdruck einer tiefen lebhaften Verachtung an die Stelle der Ironie getreten, welche sein

Gesicht gewöhnlich in der Gegenwart von Madame la Chambaudier belebte.

Er trat ganz nahe an das Bett der letzteren heran.

Dann zog er aus seiner Tasche ein Portefeuille und legte es auf das Bett.

Madame la Chambaudier war nahe daran gewesen, beim Anblicke Xaviers auszurufen: »Sie hier!« allein sie hatte sich noch zur rechten Zeit eines Andern besonnen.

Nichtsdestoweniger war sie nicht im Stande, als sie ihn so — schweigend das geheimnißvolle Portefeuille auf den Tisch legen sah, folgende Worte zu unterdrücken:

»Was ist das? Warum bringen Sie mir das?«

Bevor Xavier antwortete, betrachtete er eine Secunde lang Lydie mit einem traurigen Lächeln.

»Dies, Madame,« sagte er endlich, »ist das Geld, welches ich Ihnen schuldig bin. Es befinden sich in diesem Portefeuille fünf Wechsel, jeder zu zehntausend Francs, — sie gehören Ihnen, — nehmen Sie dieselben, — ich verspreche Ihnen, sie sollen bezahlt werden, sobald man sie präsentirt.«

Madame la Chambaudier glaubte noch zu träumen.

»Aber — zu welchem Zwecke — dieses Geld — und so — um diese Stunde, — so plötzlich?« murmelte sie.

»Zu welchem Zwecke?« wiederholte Xavier de Presles, indem er auf den bloßen Arm Lydies seine Hand legte, die ihr von Marmor zu seyn schien, »je nun, deshalb, weil ich mich von Ihnen besiegt erkläre, Madame. Weil ich durch Zufall einem der ersten Mittel entgangen bin, die

Sie anwendeten, um sich an mir zu rächen, und weil ich's für klüger halte, mit Ihnen Frieden zu schließen, als mich ein zweites Mal der Gefahr auszusetzen, die Wirkungen Ihres Grolles zu erfahren.«

»Sie sind durch Zufall einem meiner ersten Mittel entgangen!« erwiederte Madame la Chambaudier, die Xaviers Gedanken auf seinen Zügen zu errathen suchte. »Was wollen Sie damit sagen? Heraus damit! — reden Sie! —«

Ein Blitz funkelte in den Augen Xaviers.

»Ich soll reden?« versetzte er. »Sie wissen ja zum mindesten eben so viel davon als ich, Madame, — gestehen Sie's nur.«

»Nein, nein!« schrie Lydie mit wüthender Ungeduld, »nein, ich weiß nichts, — ich will nichts wissen — ich will, daß Sie reden! — Warum bezahlen Sie mich?«

»Weil ich anerkenne, ich wiederhole es Ihnen, daß ich Ihnen diese Summe schuldig bin.«

»Sie lügen! — Das ist nicht Ihr Beweggrund! Xavier — es ist diesen Morgen irgendwo, — ich weiß nicht wo — etwas Außerordentliches vorgegangen, — sagen Sie mir's!«

»Sie wollen, daß ich's Ihnen sage,« erwiederte Xavier, jede Sylbe abwägend, »Sie wollen es durchaus? —«

Diesmal antwortete Lydie nicht, — sie zitterte, — aber ihr Blick flehte zu dem jungen Manne.

Er neigte sich über sie.

»Sie wollten mich tödten lassen,« sprach er leise zu

ihr, »aber ich will leben, — ich lebe — und gebe Ihnen zurück, was ich Ihnen schuldig bin.«

Madame la Chambaudier rang vor Angst und Unruhe die Hände.

»Aber weiter! weiter!« stammelte sie, »das ist noch nicht Alles!«

»Es ist nicht Alles. Also weiter! Ich muß Ihnen mittheilen, wie ich's angefangen habe, daß ich nicht getödtet wurde, — da man Ihnen doch meinen Tod zugesagt hat, nicht wahr? Nun wohlan! so erfahren Sie es denn, Madame, — ein Anderer könnte es Ihnen nicht so gut sagen. Ich lebe, weil ein Anderer meine Stelle eingenommen hat, — und weil dieser Andere verwundet worden ist und ohne Zweifel in diesem Augenblicke stirbt.«

Lydie richtete sich in ihrem Bette empor.

»Aber wer denn? Wer ist verwundet? wer stirbt?« rief sie, auf dem Gipfel der Angst, des Schreckens.

»Wer? Je nun, — Ihr Liebhaber, Madame, Carl Mazières.«

»Carl!«

Madame la Chambaudier sprang, schauerlich in ihrem Schrecken aus dem Bette und klammerte sich an Xaviers Kleider an.

»Carl stirbt! Carl ist ermordet! und durch Sie stirbt er, — Sie haben ihn ermordet!« schrie sie mit erstickter Stimme, ihre funkelnden Augen auf Xavier gerichtet.

Dasselbe traurige Lächeln, das bereits um Xaviers Lippen gespielt hatte, zeigte sich wieder.

»Nein, Madame, nein,« entgegnete er sanft, »Gott

sey Dank, ich habe Niemand ermordet. Jener aber, den ich zum Gegner hatte, hat Carl Mazières erstochen.«

Madame la Chambaudier begriff nicht, — allein in Xaviers Worten lag ein solcher Ausdruck von Wahrheit, daß sie wenigstens an seinen Protestationen gegen den Mord nicht zweifeln konnte.

»Ich werde Ihnen erzählen, was vorgegangen ist, Lydie,« begann Xavier de Presles auf's neue; »hören Sie mich an, und dann —«

»Ich soll Sie anhören!« schrie Madame la Chambaudier. »Ich soll Sie anhören, während er stirbt, und zwar durch meine Schuld! O! Genug, genug! — Ich will im Gegentheile nichts weiter hören! Leben Sie wohl, — leben Sie wohl, — ich danke Ihnen für Ihr Geld, — ich nehme es an, — ich verzeihe Ihnen, — nein, ich bitte Sie um Verzeihung, — aber leben Sie wohl, — lassen Sie mich! — mein Carl darf nicht sterben, — ich werde ihn retten, — ich muß ihn retten! — Adieu!«

Xavier de Presles gehorchte, — er entfernte sich.

In weniger als drei Minuten war Madame la Chambaudier angekleidet.

Zehn Minuten später langte sie in der Wohnung von Carl Mazières an.

Vierzehntes Capitel.

Das Duell.

Um zu erklären, wie es gekommen war, daß in einer Ehrensache, wo das Leben von Xavier de Presles und von Martial allein auf dem Spiele stand, Carl Mazières tödtlich verwundet wurde, müssen wir von unserm Leser die Erlaubniß erbitten, den Gang unserer Erzählung ein wenig zurück zu lenken.

Nach seinem Hutgefechte im Parterre der **Opéra-Comique** hatte Martial d'Aubigny, wie man sich vielleicht erinnert, im Foyer des Theaters seinen Freund Carl aufgesucht, um ihm lustig zu erzählen, auf welche derbe und originelle Weise er seine ersten Pflichten als besoldeter Raufbold erfüllt habe, und daß für den nächsten Morgen zwischen ihm und Xavier de Presles, nachdem sie ihre Karten gewechselt, ein Stelldichein verabredet worden sey.

Den übrigen Theil des Abends hatte Martial d'Aubigny nothgedrungener Weise mit Carl Mazières zugebracht, er verschlang ein ziemlich gewaltiges Quantum Punsch, den ihm sein Freund anbot, und Glas für Glas, wie er trank, plauderte er von Duellen, Duellanten, Waffenthaten, geheimen Finten u. s. w., kurz er schien vollkommen geneigt, das Abenteuer, in welches er sich gegen einen Sold

von zwanzig Goldstücken eingelassen, auch glücklich zu Ende zu führen.

Als jedoch am nächsten Vormittage um ein Viertel auf zehn Uhr Carl Mazières und Martial d'Aubigny in Begleitung eines Freundes, Namens Delice, den Carl im Vorbeifahren geschwinde aus dem Bette geholt hatte, auf jenem Platze des Boulognerwaldes anlangten, der zum Rendezvouspunkte für das Stelldichein bestimmt war, waren Beide, sowohl derjenige, welcher sich schlagen sollte, als auch derjenige, welcher das Geld hergegeben hatte, damit man sich schlage, gleich blaß und schienen gleich unruhig über das, was vorgehen sollte.

Alle Sprichwörter lügen nicht, und jenes, welches sagt: Guter Rath kommt über Nacht, — lügt am wenigsten von allen.

Die Nacht, welche dem letzten Augenblicke voran gegangen war, wo dieses Duell, das von dem Einen so sonderbar bestellt, von dem Andern so sonderbar eingegangen worden war, zur Ausführung kommen sollte, hatten Martial d'Aubigny und Carl Mazières sehr fruchtbar an gutem Rath gefunden.

Als jeder allein war, der Eine in seiner coketten Wohnung, der andere in seinen leeren Gemächern um 6000 Francs, — denn einmal hatten sie sich doch am Schlusse sämmtlicher Punschbowlen und kriegerischen Geschichten trennen müssen, — und als die Köpfe allgemach von den Dämpfen des Alkohols und der Bravour frei wurden, hatten Beide, Carl Mazières und Martial d'Aubigny, sich in tiefgehende Betrachtungen versenkt.

Und das Resultat dieser Betrachtungen war, daß es Carl Mazières gewaltig bereute, diesen Morgen, — um

einer Frau, die er nicht liebte, einen Dienst zu erweisen, — zwei Menschenleben auf's Spiel gesetzt zu haben.

Und Martial d'Aubigny bereute es noch stärker, daß er um lumpige vierhundert Francs eine Aufgabe übernommen, aus der er, wie es auch immer enden mochte, mit Blut befleckt hervorgehen mußte.

Und doch hatte Carl Mazières trotz all' dieser Reue am Morgen einen Cameraden aufgesucht, der ihm als zweiter Zeuge dienen sollte, und nahm ihn zu dem vorhabenden Duelle mit.

Und nicht minder hatte Martial d'Aubigny diese wackern Cameraden bei ihrer Ankunft mit unbefangener Miene empfangen, die es so eilig hatten, ihn als Mörder oder Ermordeten zu sehen.

Und so unruhig sie sich beide über die Folgen dieser Geschichte fühlten, so blaß diese Unruhe sie machte, so befanden sie sich nichtsdestoweniger am Orte des Stelldicheins, auf ihre Gegner wartend und bereit, das bis zum Ende durchzuführen, was sie doch als eine Thorheit erkannt hatten.

So wahr ist's, daß es viel leichter ist, sein ganzes Leben lang wissentlich ein Thor zu seyn, als nur eine Secunde zu gestehen, daß man es hat seyn wollen.

Es schlug zehn Uhr.

Xavier de Presles stieg aus einem Wagen und erschien, begleitet von zwei Freunden, in einiger Entfernung von der Allee, wo Martial d'Aubigny, Carl Mazières und Delice auf- und abgingen.

Wir haben bereits gesagt, daß es Xavier des Presles nicht an Muth fehlte.

Und außerdem war er ein ziemlich guter Fechter.

Endlich hatte er bereits in seinem Leben zwei Duelle gehabt. Das erste war allerdings nach einigen unschädlichen Gängen bei Tische beendigt worden, — aber im zweiten hatte er seinen Gegner verwundet.

Xavier langte also entschlossen an, bereit jenem Kauz, der ihm zweimal auf eine so lächerliche Weise den Hut vom Kopfe gestoßen, eine Lection in der guten Lebensart zu geben.

Die Vorläufigkeiten des Zweikampfes nahmen ihren gewöhnlichen Gang.

Beim Anblicke der Zeugen, die auf ihn zukamen, faßte sich Carl Mazières, und machte, begleitet von Delice, einige Schritte ihnen entgegen.

Als Martial d'Aubigny von weitem Xavier de Presles erblickte, der zerstreuten Wesens mit der Spitze seines Spazirstockes die Blätter von den Bäumen schlug, fiel's dem Raufbold, der über sein einzuschlagendes Benehmen noch im Unklaren war, plötzlich ein, einen Versuch zu machen, auch von seiner Seite den Gleichgiltigen zu spielen und er that, als ob er einen Kiesel betrachte, den er im Grase aufgehoben hatte.

Delice hatte Degen mitgebracht, allein man gab jenen den Vorzug, die ein Freund Xaviers überreichte.

Man beschäftigte sich damit den Gang des Kampfes n Ordnung zu bringen.

Es wurde ausgemacht, daß man sich bis zum »ersten Blut« schlagen sollte.

Und diese Verabredung, in die er sich ganz natür-

lich fügte, wie seine Collegen, rief ein Lächeln auf die Lippen von Carl Mazières.

Er erinnerte sich, daß er der Frau von la Chambaudier den Tod Xaviers de Presles versprochen hatte.

Und er dachte, daß es nur in den Romanen möglich sey, einer Geliebten den Tod eines Feindes mit Gewißheit zu versprechen.

Als auf diese Weise Alles in Ordnung war, gingen Martial d'Aubigny und Xavier de Presles mit dem Degen in der Faust aufeinander los.

Xavier war fortwährend ruhig, — Martial dagegen ziemlich außer Fassung.

Die höhere Eingebung war ihm gekommen, — nemlich die, Furcht zu haben und sich nicht mehr schlagen zu wollen.

Nun ist aber zwischen der Furcht und der Feigheit noch immer ein gewisser Abstand, — allerdings nur ein sehr schmaler, allein man muß gleichwohl Zeit haben ihn zu durchschreiten, — und gegenüber von seinem Gegner, der sich anschickte, gegen ihn auszufallen, legte sich auch Martial maschinmäßig aus.

Da mit einem Male stieß Xavier de Presles, dessen Blick zufällig auf Carl Mazières gefallen war, einen Schrei aus.

Auch er hatte seine Eingebung! Beim Anblicke des Geliebten von Madame la Chambaudier als Zeugen Martials d'Aubigny, erklärte sich Xavier de Presles mit einem Male den Grund von Martials Herausforderung, — was ihm bis jetzt nicht möglich gewesen war.

Carl Mazières fühlte in seinem Gesichte das Feuer von Xaviers Blick und erröthete darüber.

Er glaubte sich vom Schwiegersohne der Madame la Chambaudier wenig gekannt. Demnach betrachtete er auch jenen Blick, der ihm so plötzlich bis in den Grund des Herzens gedrungen war, als eine reine Zufälligkeit.

Die drei anderen Zeugen standen ziemlich verdutzt bei dieser improvisirten pantomimischen Scene.

Was Martial d'Aubigny anbelangt, der in diesem Zwischenfall eine Gelegenheit zu einem maskirten Rückzug ahnte, so verfolgte er mit den Augen diese Scene mit regem Antheil.

»Ha, ha! mein Herr,« sagte Xavier de Presles spöttisch zu Carl Mazières; »ha! ha! Sie sind der Secundant von Herrn Martial d'Aubigny, Sie!«

Xavier de Presles hatte sich zum Sprechen hinreißen lassen, das war ein Fehler; streng genommen, war es ihm nur erlaubt zu denken.

Carl war kein Tropf; er fühlte es wohl, daß Xavier ihn durchschaut hatte, aber er wußte auch, daß es ihm der Letztere nur mit den Augen sagen durfte.

Er war im Vortheile, — er wagte nichts.

»Was weiter, mein Herr?« gab Herr Carl Mazières frostig zur Antwort.

Xavier brach unwillkürlich in ein Lachen aus, er sah seinen Fehler ein.

»S'ist wahr, — ja,« entgegnete er; »Sie haben Recht — ja! In der That, warum sollten Sie nicht der Secundant von Herrn d'Aubigny seyn.«

Dann grüßte er Martial mit seinem Degen und sprach:

»Ich bitte Sie wegen dieser unpassenden Abschweifung um Vergebung, mein Herr; ich stehe zu Diensten.«

Und er legte sich aus.

Aber Martial senkte seinen Degen.

»Heda! — wie?« fuhr Xavier fort, jetzt seinerseits erstaunt, und Martial anstarrend, der unbeweglich, mit stolzem Wesen, die linke Hand in die Hüfte gestemmt und mit zurückgeworfenem Kopfe da stand. »Was gibt's denn, mein Herr?«

»Das gibt's,« antwortete Martial d'Aubigny mit sonorer Stimme, »daß dieses Duell unmöglich ist, ich sehe es ein.«

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr dem Munde der vier Secundanten.

Allein zur Ueberraschung Carls gesellte sich auch Zorn. Er erblickte in diesen Worten einen bevorstehenden Verrath von Seiten Martial d'Aubigny's, und diesen Verrath hatte er bis zu diesem Augenblicke so wenig geahnt, daß er sich dadurch nicht nur verletzt, sondern höchlich darüber erbittert fühlte.

»Ja — mein Herr,« nahm Xavier das Wort, indem er Martial neugierig ansah, »wollen Sie mir denn Entschuldigungen machen?«

Martial zauderte.

Man ist nicht feige, wie man will. Im Grunde eines schwach werdenden Herzens lebt noch immer eine Erinnerung an die Ehre und daran klammert man sich an.

Und Martial hatte sich doch gerühmt, daß er so viele Duelle in seinem Leben gehabt habe.

»Pah,« dachte er, »wir müssen in den sauren Apfel beißen.«

»Nun, Martial!« rief Carl Mazières, der sich vor Aerger in die Lippen biß; »was bedeutet denn dieser Spaß? Was geht denn in diesem Augenblicke in Dir vor?«

Martial that, als ob er seinen Freund nicht gehört hätte, er verbeugte sich gravitätisch vor Xavier de Presles.

»Mein Herr,« sprach er zu ihm, »mein Benehmen muß Ihnen außerordentlich vorkommen. Allein es ist nie zu spät, wie man versichert, einen Fehler wieder gut zu machen. Ich fürchte, — und Sie müssen wissen, was ich damit sagen will, — ich fürchte mich einen falschen Weg eingeschlagen zu haben.

»Es gibt gewisse Dienste, die man selbst seinen Freunden auf Kosten gewisser Leute nicht erweisen darf. — Ich habe zuviel auf meinen Arm und zu wenig auf mein Herz gezählt. Ich bin noch mehr werth, als ich glaubte. Und Sie, mein Herr, sind insbesondere zuviel werth, als daß ich meine schlechten Absichten gegen Sie durchführen sollte. Ich räume demnach ein, daß ich gestern Abends Unrecht gethan, Sie zu beleidigen, Herr Xavier de Presles, — und biete Ihnen deshalb meine herzliche Entschuldigung an.«

Diese, übrigens ziemlich confuse Rede hatte für Delice und die beiden Secundanten Xavier de Presles' keinen Sinn.

Xavier dachte, daß er sich in seinem Verdachte nicht getäuscht, der beim Anblicke von Carl Mazières als Zeugen

Martial d'Aubigny's sogleich in ihm aufgestiegen war, — und daß ihn der Letztere nur insulirt habe, um Carl Mazières und demzufolge der Frau von la Chambaudier zu dienen.

Carl dagegen fühlte sich, sowie seine Geliebte durch die Feigheit Martials gewissermaßen Xavier Preis gegeben.

Ein tiefes Stillschweigen war auf die Worte Martials gefolgt.

Dieses Schweigen von einigen Secunden sollte für Carl Mazières verhängnißvoll werden.

Er befand sich in einem schiefen Lichte.

Besonders schämte er sich darüber, sich Xavier de Presles gegenüber zu sehen.

Wie in allen Augenblicken des Lebens, wo man sie am nöthigsten braucht, verlor er die Fassung.

Und die Wuth stieg ihm zu Kopfe.

Edel und unbeweglich stand Martial noch immer wie die Statue der Reue da.

Mit einem Satze sprang Carl Mazières auf Martial zu, riß ihm den Degen aus der Hand und schrie:

»Elender Prahlhans! wenn Du Furcht hast, so packe Dich! Da, nimm', was Du verdienst.«

Und in Martials Gesicht flog die blutigste Beschimpfung, die einem Manne widerfahren kann.

Der Vagabund ward todtenblaß.

»Herr Xavier de Presles,« fuhr Carl Mazières fort, der Martial den Rücken gekehrt hatte, ohne sich mehr um ihn zu kümmern, wie man sich allenfalls von einem Hunde abwendet, nachdem man ihn gezüchtigt, »Herr Xavier

de Presles, Sie haben gelächelt, als Sie mich erblickten, — das könnte vielleicht beweisen, daß ich Ihnen nicht mißfiel, — wollten Sie mir vielleicht gütigst erlauben, den Platz dieses Hasenfußes einzunehmen, der sich vor einem Degen fürchtet? Sie haben, dessen bin ich gewiß, so manches errathen, mein Herr, und es wäre mir nicht unangenehm, wenn ich Sie verhindern könnte, das Errathene weiter zu sagen. Antworten Sie also — und —«

Carl vollendete nicht.

Martial war allerdings ein armer Teufel.

Allein so armselig er war, so war doch die Beleidigung, die ihm so eben widerfahren, so schwer, daß sie ihm zugleich im Gesichte und in der Seele brannte.

Er warf sich zwischen Carl Mazières und Xavier de Presles, riß seinerseits den Degen aus den Händen Xaviers, bevor sich der Letztere dieser Handlung widersetzen konnte, und heulte mehr als er schrie, indem er seine Waffe mit solchem Ungestüm um sich schwang, daß Jeder maschinmäßig vor derselben zurückfuhr:

»Platz! Platz! daß ich ihn tödte! Er hat mir ins Gesicht gespuckt! ich will ihn tödten! Carl, vertheidige Dich!«

Carl legte sich instinctmäßig aus, — es war Zeit; der wüthende Vagabund stürzte auf ihn los.

Und nun begann ein seltsamer Kampf, — ein Kampf, der keine secundirenden Zeugen mehr hatte, sondern nur erschreckte Zuschauer, die zusahen, ohne es zu wagen, dem Kampfe Einhalt zu thun.

Die Degen kreuzten und trafen sich, rasch und funkelnd wie Blitzesflammen.

Von Zeit zu Zeit drang ein heiserer Schrei aus der Brust Martials und mischte sich ins Klirren der sich kreuzenden Waffen.

Aus einem Feigling war Martial ein Wütherich geworden. Die Hyäne hatte sich in einen Tiger verwandelt.

Er wollte und suchte den Tod seines Gegners.

Diese furchtbare Scene dauerte beiläufig zwei Minuten.

Dann hörte man einen gellenden Schrei; Carl Mazières fiel.

Der Degen Martial d'Aubigny's war mit solcher Gewalt in die Brust des unglücklichen jungen Mannes gedrungen, daß die halbe Klinge darin abbrach.

Fünfzehntes Capitel.

Der Tod eines Thoren.

Carl Mazières lag auf seinem Bette. — Er war im Sterben. — Indessen war er noch bei vollem Bewußtseyn und seine Augen, — die letzte Zufluchtstätte jedes Menschengeschöpfes, das zu Gott heimkehren soll, — seine Augen, die weit offen standen, dachten und lächelten noch.

Neben dem Bette stand ein Arzt, der, wahrscheinlich nur der Form wegen, — denn er wußte es wohl, daß bald Alles vorbei seyn würde, — mit den Fingerspitzen aufmerksam die matten Pulsschläge des Sterbenden zählte.

Etwas weiter weg, hinter den Vorhängen des Bettes verborgen, den Kopf auf die Hände gestützt und weinend wie ein Kind, stand Emil Valtin, den der Zufall herbeigeführt hatte, um dieser Schmerzensscene beizuwohnen.

Seit beiläufig einer Stunde befand sich Carl Mazières in seiner Wohnung.

Noch einige Minuten und er sollte dem Leben Valet sagen.

Plötzlich, als ob er die Nähe dieser Stunde fühle und noch die letzten Momente, die ihm blieben, benützen wolle, murmelte Carl Mazières, — der entweder aus Schmerz oder Ermattung bis jetzt nur mit den Augen zu Emil Valtin und dem Arzte gesprochen hatte, — deutlich folgende Worte:

»Emil! Tritt doch näher.«

Emil beeilte sich zu gehorchen.

Er hatte sich die Augen abgetrocknet.

Allein der Verwundete ließ sich dadurch nicht irre führen.

»Du weinst,« sagte er mit einem traurigen Lächeln zu seinem ehemaligen Studiengefährten, »Du liebst mich also noch ein wenig? — Ich danke Dir, Emil! — Deine Thränen thun mir wohl. Tritt näher. Sie erlauben es, Doctor, — o Sie brauchen mir nichts mehr abzuschlagen, nicht wahr?«

Der Arzt entfernte sich ohne zu antworten; Emil neigte sich über seinen Freund.

»Sage, hast Du Leontinen holen lassen?« fragte Carl.

»Ja, — ich hab's der Hausmeisterin gesagt, — sie weiß die Adresse und ist bereits fort.«

»Gut! Ich danke Dir nochmals! Und jetzt noch eine Bitte, — die letzte, Emil! — Ich habe mich mit dem Tropfe, dem Martial d'Aubigny geschlagen, Du weißt es doch?«

»Er hat mir's mitgetheilt, der Unglückselige. Ich habe ihn mit denjenigen begegnet, die Dich hierher gebracht haben. — Er war trostlos. — Wie ist's denn nur zugegangen?«

»Er hat Dir also nichts erzählt? Gut! Und nun höre meine Bitte, Emil. — Du wirst morgen, — oder noch diesen Abend, wenn's Dir möglich ist, zu Martial hingehen. Und Du wirst ihm sagen, daß ich ihn anflehe, — hörst Du, — daß ich ihn anflehe, über den Beweggrund unseres Duells zu schweigen! Also abgemacht, — Du wirst dies für mich thun, nicht wahr?«

Emil nickte bejahend mit dem Kopfe, um ihn zu beruhigen.

Ein Seufzer der Zufriedenheit rang sich aus der Brust des Sterbenden los.

»Und jetzt, lebe wohl, Emil,« fuhr er mit schwächerer Stimme fort, denn das Athemholen fiel ihm bereits schwer; »leb wohl! ach! ich hätte dennoch gerne noch einmal die Lippen der armen Leontine auf den meinigen gefühlt; ach!«

Und er lächelte von neuem, während er seinen Freund ansah.

»Du hattest leider recht,« sagte er, »die Rolle des Rastignac bringt keine Rosen.«

Er schwieg und schloß die Augen.

In diesem Augenblicke stürzte ein Frauenzimmer wie wahnsinnig ins Gemach.

Es war die große Leontine.

»Carl! mein Carl!« rief sie aus, indem sie neben dem Bette des jungen Mannes auf die Knie sank. »Was hast Du denn? Du hast Dich geschlagen, — warum, — für wen, mein Gott?«

Emil und der Arzt legten beide zugleich die Hand auf die Schulter der armen Leontine, um ihr zu bedeuten, sie möge den Ausbruch ihrer Verzweiflung mäßigen.

»Aber er antwortet mir ja nicht!« rief sie auf's neue, ohne etwas zu fühlen, den Blick starr auf ihres Geliebten Antlitz geheftet.

Carl hatte in der That die Augen nicht wieder geöffnet.

Der Arzt und Emil stürzten auf das Bett zu.

Der Erstere legte seine Hand auf das Herz des Verwundeten.

Der Zweite hielt ihm einen Spiegel ganz nahe vor die Lippen.

Eine innerliche Blutergießung hatte plötzlich statt gefunden.

Der letzte Wunsch des unglücklichen jungen Mannes war nicht erfüllt worden. Er sollte seine Geliebte nicht wiedersehen.

Seine letzten Worte waren an Emil gerichtet gewesen.

»Er ist todt,« sagte der Arzt.

»Todt,« wiederholte Emil schmerzlich. »Schon!«

»Todt!« stöhnte Leontine mit einem entsetzlichen Schrei.

Und da sie sich sinnverwirrt umwendete, um gleichsam maschinmäßig Hilfe gegen das Unglück zu suchen, das sie traf, erblickte sich hinter sich eine Frau, die ohne Thränen, aber schauerlich durch ihre Bläße den leblosen Körper von Carl Mazières anstarrte.

Mit einem Sprunge war Leontine in der Höhe und stand neben dieser Frau.

»Ha!« sprach sie zu ihr, mit einem wilden Ausdrucke, indem sie dieselbe hart am Arme faßte, »Sie wußten also auch, daß er im Sterben lag? Vielleicht haben Sie ihn tödten lassen! O wenn ich das gewiß wüßte!«

Madame la Chambaudier — denn sie war es — antwortete nichts.

Allein ihre Züge nahmen einen so herzergreifenden Ausdruck physischen und moralischen Schmerzes an, daß Leontine trotz ihres Ingrimms davon gerührt ward.

Erstaunt betrachteten Emil und der Arzt diese Scene.

»Nun wohlan!« fuhr Leontine in weniger hartem Tone fort, indem sie den Arm von Madame la Chambaudier losließ; »da Sie ihn auch geliebt haben, so kommen Sie und beten Sie mit mir an seiner Leiche.«

Madame la Chambaudier schlug die Augen zu Leontinen empor.

Da erst wurde sie gewahr, daß man mit ihr redete,

und daß die Person, welche mit ihr redete, ein Weib war, ein Weib, welches über den Tod von Carl Mazières weinte, und gleich ihr ein Recht zu haben schien, über diesen Tod zu weinen.

Einen Augenblick lang zuckte ein Blitz der Eifersucht durch das Gehirn von Madame la Chambaudier.

Allein die Weiber bleiben immer und allenthalben — Weiber; beinahe eben so schnell schämte sie sich dieser Regung und sie that einen Schritt vorwärts, um mit derjenigen, die wenigstens an dem Tode von Carl Mazières nicht Schuld war, an das Bett zu treten, wohin sie eine letzte Pflicht berief.

Die Kräfte verließen sie.

Ein Schluchzen entrang sich ihrer Brust. — Thränen der Reue, Thränen des Lebewohls, Thränen der Verzweiflung, — kurz alle Arten Thränen fanden sich in diesem Schluchzen.

Und sie stürzte rücklings zu Boden.

Sechzehntes Capitel.

Schluß.

In derselben Nacht, — in der nemlichen Stunde fuhren drei junge Mädchen, nachdem sie noch zuvor ein letztes Wort der Freundschaft gewechselt hatten, von einem Balle weg, dessen Königinnen sie gewesen.

Dieser Ball war ihr Verlobungsfest.

Diese drei Mädchen waren die Fräuleins Juana la Chambaudier, Hortense Rigaut und Elise Brion, — welche jetzt bereits Frau von Presles, Madame Becquet und Madame Daroux hießen.

Drei Caleschen erwarteten die Bräute im Hofe des Hôtels Chambaudier, wo der Ball statt gefunden hatte.

Madame la Chambaudier begleitete ihre Tochter in einem dieser Wägen; der zweite enthielt Hortense und eine Schwester des Herrn Rigaut, Madame Dubruel, die Witwe eines Wechselagenten, eine Frau von vierzig Jahren, die Alles besaß, was nöthig ist, um eine junge Neuvermälte nach Hause zu geleiten.

Endlich befand sich im dritten Wagen Madame Brion, — welche weinte, — und Elise, welche nicht weinte.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Das Hochzeitsfest war prachtvoll gewesen. Beinahe achthundert Gäste hatten sich in den Salons des Banquiers la Chambaudier gedrängt.

Das Gastmahl und der Ball hatten zweiunddreißigtausend Francs gekostet.

Julian Rigaut hatte dem Einen wie dem Andern beigewohnt und dabei sogar eine außerordentliche Lustigkeit und Lebendigkeit gezeigt. Er hatte mit seiner Schwester Quadrille, mit Elise Polka getanzt und mit Juana gewalzt.

— — — — — — — — — — —

O Brautgemach! du, du solltest stets ein Tempel der Liebe seyn, und bist doch nur zu oft nichts anders als eine Art von Theater mit verschlossenen Thüren, wo ohne Leidenschaft und ohne Sehnsucht die Jungfrau ihr erstes Debut als Komödiantin im Leben begeht, an der Seite eines Mannes, der, wenn er Verstand besitzt, zu vergessen sucht, daß man ihn zum Narren hat, wenn er aber ein Einfaltspinsel ist, sich zum Narren halten läßt, ohne daß er es merkt.

O Brautgemach! warum ist es mir nicht gegönnt, mit leichter Hand den Schleier zu lüften, hinter welchem du die Mysterien dieser dreifachen Brautnacht verbirgst.

Xavier de Presles und Prosper Becquet drückten während diesen schweigsamen Stunden nichts in ihre Arme, als Körper, die von ihrer Seele verlassen waren.

Und der Zweite war noch minder unglücklich als der Erste. Hortense hatte allerdings bei den ersten Küssen, womit sie ihr Gemal überschüttete, kein süßes Wort für ihn, aber wenigstens sprach sie auch nicht jenes entsetzliche

Wort, welches Juana ungescheut Xavier ins Gesicht zu schleudern wagte:

»Ich liebe Sie nicht!«

Und als Xavier dagegen Einspruch thun wollte, tief erröthend über dieses demüthigende Wort, da unterbrach ihn Juana und machte ihn stumm, schmetterte ihn nieder mit den Worten:

»Ich weiß, daß Sie der Liebhaber meiner Mutter gewesen sind!«

— — — — — — — — — — —

Von all diesen Brautnächten war die Daroux's und Elisens vielleicht diejenige, wo in Ermanglung von Herzensergießungen, Verzückung, köstlicher Wonne und Trunkenheit, wenigstens etwas Aehnliches statt fand.

Elise liebte ihren Gatten nicht; Daroux war auch nicht besonders in seine Gattin verliebt.

Aber sie waren Beide jung, Beide lustig, wenn auch nicht glücklich.

Auch das wirklich getheilte Vergnügen besitzt, wenn es auch sonst nichts ist als Vergnügen, — seine Poesie.

Und solche Momente nehmen allerdings viele Leute für die Liebe, — und genießen im Uebermaße.

Uebrigens genossen weder Elise noch ihr Gatte im Uebermaß; es war ihnen gar nicht darum zu thun.

— — — — — — — — — — —

Ungefähr einen Monat nach diesen Ereignissen heirathete Emil Valtin Camilla.

Verborgen hinter einem der Pfeiler der Kirche, wo die Trauung stattfand, hatte Rosine Petit ihre Tochter Camilla am Altare gesehen, umringt von ihrer neuen Familie.

Bald hatte die Mutter, das Gesicht von süßen Thränen benetzt, ihrem Kinde mit einem himmlischen Lächeln dafür gedankt, daß Camilla's Blick sie entdeckt hatte, und dennoch hielt sie sich freiwillig fern von Allen.

Sie hatte mit Inbrunst für Camilla und Emil zu Gott gebetet.

Und gleich Tags darauf war sie nach Fontainebleau abgereist.

— — — — — — — — — — —

Drei Monate später wurde Julian Rigaut der Gemal von Juliette Baumel.

Ein Diner, wobei einige Verwandte und wenige Freunde allein zugezogen wurden, — sodann eine Soirée ohne Umstände bei Raymond — das war die ganze Hochzeitsfeier dieses Paares.

Aber so wie bei Camilla und Emil Valtin herrschte auch bei diesem Feste die Liebe und Glück und schwang die freundlichen Fittiche.

Ein einziges Herz fühlte sich an diesem glücklichen Tage, inmitten all dieser glücklichen Leute vom Schmerz gebrochen, — es war das Herz des kleinen Louis Perraut.

Indessen hatte Louis vor den Andern muthig seinen Kummer verborgen.

Die Gegenwart war sehr traurig für ihn, — aber es blieb ihm die Zukunft.

Bei gewissen Verliebten existirt die Gabe des zweiten Gesichtes thatsächlich auf eine merkwürdige Weise.

Louis Perraut hatte Julian Rigaut errathen.

Und er hoffte nichts! Dazu liebte er Julietten zu heiß. — Er wartete.

— — — — — — — — — — —

Seit dem Duell und dem Tode von Carl Mazières hatte sich Madame la Chambaudier in sich selbst zurückgezogen; sie war dem Anscheine nach wie immer reizend und liebenswürdig gegen Alle, — thatsächlich aber war sie für und gegen Alle gleichgiltig und traurig.

Gott ist gerecht!

Dieses Weib, welches den Tod des unglücklichen jungen Mannes veranlaßt hatte, sollte grausam dafür bestraft werden.

Von furchtbaren Gewissensbissen gefoltert schleppte sie sich sechs Monate lang herum.

Dann fühlte sie sich eines Abends unwohl.

Sie errieth, daß es mit ihr zu Ende gehe.

Sie ergab sich darein, und wollte, daß man weder ihren Gemal noch ihre Tochter rufe.

Sie wollte sich selbst eine Buße auferlegen und allein sterben.

Am nächsten Morgen lag sie kalt, — leblos in ihrem Bette.

Juana fand eine Thräne, um sie auf das Grab ihrer Mutter fallen zu lassen.

Als Xavier erfuhr, daß Madame la Chambaudier nicht mehr sey, fand er nur folgende Worte, welche seine Freunde viel lachen machten:

»Sie ist an einer verschlagenen Liebe gestorben. In ihrem Alter ist das spaßig. Uebrigens ist vielleicht diese Art von Krankheit so wie der Keuchhusten, der, so sagen die Aerzte, bei den Kindern rasch vorüber geht, aber zum öftesten die großen Leute wegrafft.«

Ende.

Seit dem Duell und dem Tode von Carl Mazères hatte sich Madame la Chambaudier in sich selbst zurückgezogen; sie war dem Anscheine nach nur immer reizend und liebenswürdig gegen Alle, — eigentlich aber war sie für und gegen Alle gleichgültig und traurig.

Gott ist gerecht!

Dieses Weib, welches den Tod des unglücklichen jungen Mannes veranlaßt hatte, sollte grausam dafür bestraft werden.

Von furchtbaren Gewissensbissen gefoltert schleppte sie sich sechs Monate lang herum.

Dann fühlte sie sich eines Abends unwohl.

Sie erkannte, daß es mit ihr zu Ende gehe.

Sie ergab sich darein, und wollte, daß man weder ihren Gemal noch ihre Tochter rufe.

Sie wollte sich selbst eine Ruhe auferlegen und allein sterben.

Am nächsten Morgen lag sie kalt, — leblos in ihrem Bette.

Juana fand eine Thräne, um sie auf das Grab ihrer Mutter fallen zu lassen.

Als Xavier erfuhr, daß Madame la Chambaudier nicht mehr sey, fand er nur folgende Worte, welche seine Freunde viel lachen machten:

»Sie ist an einer verschlagenen Liebe gestorben. In ihrem Alter ist das häufig. Uebrigens ist vielleicht diese Art von Krankheit so wie der Keuchhusten, der, so sagen die Aerzte, bei den Kindern leicht vorüber geht, aber zum öftesten die großen Leute wegrafft.«

Ende.

In demselben Verlage ist erschienen:

Der Bauernkrieg in Ungarn.

Historischer Roman

von

Josef Freiherrn von Eötvös.

Deutsch von Adolf Dux. 3 Bde. 8. Pest, 1850. In Umschlag geh. 4 Rthlr. 6 fl. CM.

Dieses Werk des bedeutendsten Romanschriftstellers seines Vaterlandes schildert mit historischer Genauigkeit die revolutionäre Geschichte Ungarns zu Anfang des 16. Jahrhunderts, unter dem schwachen König Wladislaus, wo die Volksführer **Dosa** und **Lorenz** den großen Bauernaufstand hervorgerufen, und als Werkzeuge des leibeigen gebornen Premierministers **Bakas**, einen Kreuzzug gegen die Aristokratie gepredigt. Die Charakteristik des magyarischen Kronprätendenten **Zapolya**, die lebhafte Schilderung von Kämpfen und Hofintriguen, die Zustände des Adels, der Bürger und Bauern geben diesem Werke ein Interesse, das in den naheliegenden Umständen begründet ist. Die Schilderung der Nation, wie sie damals war und noch heute sich in den jüngsten Kämpfen bewährte, die wahrhaft poetischen Gestalten, ein blendender Styl und eine hinreißende Phantasie erheben diesen Roman zu einem der ausgezeichnetsten und interessantesten unserer Zeit.

Kock, Henry

Lydie, oder eine Frau, die ihre Liebhaber wechselt

Bd.: 2

Pest und Leipzig 1852